Calderon, der Höfling,

und

Arasmanes

von

E. L. Bulwer.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1841.

Calderon, der Höfling.

Erstes Kapitel.

Das Vorzimmer.

Die Tragikomödie der Hofintrike, welche seit der Gelangung des Hauses Oesterreich auf den Thron jederzeit in Spanien ihren Hauptschauplatz gefunden hatte, ward mit besonders anziehender Verwicklung der Ereignisse und ausgezeichnetem Glanze der Darstellung aufgeführt unter der Regierung Philipps III. Dieser Monarch, schwach, indolent und abergläubisch, überließ die Zügel der Regierung den Händen des Herzogs von Lerma. Der Herzog von Lerma, seinerseits mild, geschmeidig, prachtsüchtig und schmachvoller Corruption ergeben, trat die ihm so zugefallene Machtfülle an Roderigo Calderon ab, einen geschickten und entschlossenen Emporkömmling, welchen Natur und Glück gleicherweise zu begünstigen und mit ihren Geschenken zu überhäufen schienen. Aber nicht so sehr seinen allerdings großen Talenten, als der Politik religiöser Verfolgungen, die er unterstützt und durchgesetzt hatte, verdankte Roderigo Calderon sein Emporkommen. Der König und die Inquisition hatten einige Jahre vor dem Zeitpunkt, mit welchem unsere Geschichte beginnt, die allgemeine Vertreibung der Morisken — des reichsten thätigsten und gewerbsamsten Theils der Bevölkerung beschlossen.

„Lieber wollte ich," sagte der bigotte König — und seine Worte wurden von dem Enthusiasmus der Kirche begrüßt und gerühmt —

„mein Königreich entvölkern, als einem einzigen Ungläubigen den Aufenthalt darin gestatten.“

Der Herzog von Lerma ging in den Plan ein, der Spanien vieler seiner schätzbarsten Unterthanen beraubte, mit dem Eifer eines frommen Katholiken, der auf den Cardinalshut spannt, den er auch nachmals davontrug. Aber in diesen Plan brachte Calderon eine Energie, eine Entschiedenheit — eine Gewaltsamkeit und Spürkraft des Hasses, welche mehr nach persönlicher Rachsucht, als nach religiösem Verfolgungsgeist schmeckte. Seine Beharrlichkeit in diesem guten Werke befestigte ihn gründlich in des Königs Gunst, und unterstützt ward er hiebei durch die Freundschaft nicht nur Lerma's, sondern auch des Fray Louis de Aliage, eines berühmten Jesuiten und Beichtvaters des Königs. Das Unheil und die Leiden, welche dieser barbarische Kreuzzug zur Folge hatte, der die königlichen Einkünfte sehr herabdrückte und die Güter der vornehmsten Barone ernstlich beschädigte, aus deren Besitzungen die fleißigen und einsichtsvollen Morisken vertrieben wurden, zogen zuletzt der Person Calderons einen tiefen und allgemeinen Haß zu. Aber seine außerordentliche Gewandtheit und rüstige Thatkraft, seine vollendete Meisterschaft in der Wissenschaft der Intrike, erhielten ihm nicht nur seine Macht, sondern steigerten sie noch fortwährend. Obgleich der König noch in seinen besten mittleren Jahren stand, war doch seine Gesundheit schwach und sein Leben unzuverlässig. Calderon hatte, während er die Gunst des regierenden Monarchen sich bewahrte, sich zugleich zum Freund und Gesellschafter des muthmaßlichen Erben zu machen gewußt. Hierin hatte er wirklich nur der Politik des Königs selbst sich zu unterwerfen den Schein angenommen; denn Philipp III. hatte entsetzliche Angst vor dem möglichen Ehrgeiz seines Sohnes, welcher frühe Talente an den Tag legte, die ihn hätten furchtbar machen können, wären nicht seine Leidenschaften gewesen, die ihn zu den lasterhaftesten Vergnügungen und den unmäßigsten Ausschweifungen verleiteten. Die Schlauheit des Königs gefiel sich in dem listigen

Plan, in die Nähe der Person des Infanten einen ihm selbst ergebenen Mann zu bringen; und so fromm er war, empörte sich doch sein Gewissen keineswegs über seines Sohnes wüstes Leben, welches, wie es hieß, sein Günstling theilte und vielleicht gar beförderte; denn je weniger populär der Prinz, um so mächtiger war der König.

Mittlerweile aber ward eine mächtige Kabale angesponnen gegen den Herzog von Lerma, wie gegen Don Roderigo Calderon, und zwar von einer Seite, von wo man es am wenigsten erwartet hätte. Der Kardinal-Herzog, natürlich ängstlich besorgt, sein Ansehen zu befestigen und dauernd zu machen, hatte seinen Sohn, den Herzog von Uzeda, auf einen Posten gesetzt, der ihm beständigen Zutritt zum Monarchen gab. Die Aussicht auf Macht bewirkte, daß Uzeda Lust bekam, mit Einemmale all ihre Vortheile sich zuzueignen; und es ward die Aufgabe seines Lebens, seinen Vater auszustechen. Dies wäre auch leicht gewesen, ohne den Geist und die Wachsamkeit Calderons, den er als Nebenbuhler haßte, als Emporkömmling verachtete und als Feind fürchtete. Philipp weckte bald den Kampf zwischen den beiden Faktionen, aber im ächten Geiste spanischer Königstücke, richtete er sein Augenmerk darauf, sich immer der einen gegen die andere zu bedienen. Und so mächtig Calderon war, durfte er doch nicht offen darnach trachten, Uzeda zu stürzen; während Uzeda ungestümmer und vielleicht offener, tausend Plane zum Sturze des ersten Günstlings schmiedete.

Die häufigen Sendungen, hauptsächlich nach Portugal, zu welchen in neuesten Zeiten Calderon verwendet worden war, hatten Uzeda möglich gemacht, sich mehr und mehr in Besitz des königlichen Vertrauens zu setzen; während gerade die Mittel, welche Don Rodrigo gewählt hatte, seinen Einfluß auf die Dauer zu befestigen, indem er sich dem Prinzen angenehm und nothwendig machte, natürlich seine Aufmerksamkeit von den Intriken seines Nebenbuhlers abziehen mußten. Vielleicht ließ gerade auch die Größe von Calderons Talenten ihn die Machinationen des Herzogs allzu hochmüthig

verachten, der, obgleich nicht ohne einige Fähigkeiten als Höfling, doch völlig untüchtig war zu den Obliegenheiten und Geschäften eines Ministers, worauf sein ehrsüchtiges Trachten ging.

Dies war der Stand der Parteien am Hofe Philipps III. zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, deren Schauplatz das Vorzimmer des Don Rodrigo Calderon ist.

„Es ist nicht zu dulden," sagte Don Felix de Castro, ein alter Edelmann, dessen scharfe Züge und kleiner Wuchs die Reinheit seines Bluts und das Alter seiner Abkunft bezeugten.

„Gerade drei Viertelstunden und fünf Minuten habe ich auf Audienz gewartet bei einem Burschen, der einst sich's zur Ehre geschätzt hätte, wann ich ihm befohlen hätte, meinen Wagen zu bestellen," sagte Don Diego Sarmiento de Mendoza.

„Nun, wenn es Euch so wurmt, Ihr Herren, warum kommt Ihr denn überhaupt hieher? Ich möchte fast behaupten, Don Rodrigo kann Eurer Aufwartungen entbehren."

Diese Worte sagte in derbem Ton ein junger Edelmann von gutem Aussehen, dessen ungestümmes und reizbares Temperament sich durch eine Ungeduld in Bewegungen und Geberden verrieth, wie sie bei seinen Landsleuten nicht gewöhnlich. Manchmal wandelte er mit ungleichen Schritten in den Gemächern auf und ab, nicht achtend auf die stattlichen Gruppen, an denen er anstieß, oder die vorwurfsvollen Blicke, die er auf sich zog; manchmal blieb er plötzlich stehen, richtete die Augen in die Höhe, murmelte etwas, zupfte an seinem Mantel oder spielte mit seinem Degenknopf; oder auch wandte er sich rasch gegen seine ernsten gravitätischen Nachbarn, wenn eine Bemerkung über sein seltsames Wesen ihm zu Ohren kam, und trieb das Blut in manche hochmüthige Wange durch seinen finstern, Trotz und Verachtung aussprechenden Blick. Es war leicht zu merken, daß dieser Mann zu der Klasse heftiger, eitler, junger Menschen gehörte, welche immer begierig sind, Beleidigungen zu ahnden und Händel zu suchen. Dennoch hatte der Kavalier edle und große Eigenschaften. Den Hö-

sen fremd, war er im Lager berühmt wegen seiner ritterlichen Großmuth und einer maßlosen Tapferkeit, welche mit der der alten Helden spanischer Romanzen und Lieder wetteiferte. Sein Morgen war von der Art, daß er einen heißen Mittag und einen herrlichen Abend versprach. Der Name dieses tapferen Soldaten war Martin Fonseca. Er war von einem alten aber verarmten Haus und in weitläuftigem Grade mit dem Herzog von Lerma verwandt. In seiner frühesten Jugend hatte er Grund gehabt, sich als muthmaßlichen Erben eines reichen Oheims von mütterlicher Seite zu betrachten; und unter diesen Aussichten war er, noch als Knabe, von dem Kardinal-Herzog an den Hof geladen worden. Aber hier hatte die rohe und derbe Geradheit seines Wesens an den heuchlerischen Formen des Hofs so angestoßen und mehr als einmal den Minister so ernstlich beleidigt, daß sein mächtiger Verwandter alle Hoffnung aufgab, Fonseca's Glück in Madrid zu fördern, und auf einen scheinbaren Vorwand sann, ihn vom Hof zu verbannen. Um diese Zeit heirathete der bisher kinderlose reiche Oheim zum zweiten Mal, und ward mit einem Erben gesegnet. Jetzt war es nicht mehr nöthig, viele Umstände mit Don Martin zu machen; und er erhielt plötzlich Befehl, sich zu dem an der Grenze stehenden Heer zu begeben. Hier zeichnete er sich bald durch seinen Muth aus; aber seine Rechtlichkeit und Geradheit standen auch jetzt seinem Vorrücken im Wege. Einige Jahre verstrichen und seine Beförderung war unendlich langsamer von Statten gegangen als bei Männern, die ebenso an Geburt als an Verdiensten weit unter ihm standen. Vor einigen Monaten war er wieder nach Madrid zurückgekehrt, um seine Ansprüche bei der Regierung geltend zu machen; statt aber seine Zwecke zu fördern, hatte er es zu einem ernstlichen Bruch mit dem Kardinal gebracht und hatte plötzlich Befehl erhalten, sich wieder ins Lager zu begeben. Noch einmal kam er jetzt nach Madrid, aber diesmal nicht, um seine Verdienste geltend zu machen und Ehrenauszeichnungen zu begehren.

In jedem andern Land als in Spanien unter der Regierung

Philipps III. wäre Martin Fonseca bald zu hohen Würden emporgestiegen. Aber, wie schon gesagt, er besaß nicht die Talente des Schmeichlers oder Heuchlers; und es war ein Gegenstand des Erstaunens für die berechnenden Leute um ihn her, als sie den Don Martin Fonseca sahen im Vorzimmer des Rodrigo Calderon, Grafen Oliva, Marquis von Siete Iglesias, Sekretärs des Königs und Parasiten und Günstlings des Infanten von Spanien.

„Warum kommt Ihr überhaupt hieher?“ wiederholte der junge Soldat.

„Señor,“ erwiederte Don Felix de Castro mit vieler Gravität, „wir haben Geschäfte mit Don Rodrigo. Männer von unserem Stand müssen sich den Staatsangelegenheiten widmen, ohne Rücksicht darauf, mit Wem wir zu verhandeln haben.“

„Das heißt, Ihr müßt auf den Knieen kriechen, und um Pensionen und Gouverneursstellen betteln, und die Staatsangelegenheiten besorgen, indem Ihr Eure Hände in seine Geldkisten steckt.“

„Señor!“ grollte Don Felix zürnend, indem seine Hand mit der Degenkuppel spielte.

„Bscht!“ sagte der junge Mann verächtlich, und drehte sich auf der Ferse um.

Die Flügelthüren wurden aufgerissen und alle Gespräche verstummten bei dem Eintritt des Don Rodrigo Calderon.

Dieser merkwürdige Mann hatte sich von dem Posten eines Geheimschreibers des Herzogs von Lerma zu dem nominellen Rang eines Sekretärs des Königs — und zu der wirklichen Gewalt eines Beherrschers von Spanien aufgeschwungen. Die Geburt dieses Günstlings des Glücks war ausnehmend obskur. Lang hatte er gestrebt sie zu verbergen; als er aber merkte, daß die Neugierde ernstliche Nachforschungen über seine Herkunft anstellte, hatte er plötzlich aus der Noth eine Tugend zu machen geschienen; er erklärte freiwillig und laut, daß sein Vater ein gemeiner Soldat in Valladolid sey; ja er lud sogar seinen niedrigen Erzeuger nach Madrid ein und be-

herbergte ihn in seinem eigenen Palast. Diese kluge Offenheit entwaffnete die Bosheit, welche ihn an der Blöße der Geburt zu packen meinte. Als aber der alte Soldat starb, verbreiteten sich Gerüchte, er habe auf seinem Sterbebette gebeichtet, daß er in keiner Weise mit Calderon verwandt sey; er habe sich zu einem Betrug bequemt, der seinen alten Tagen ein so stattliches und üppiges Asyl gewährte; und er wisse nicht, in welcher Absicht Calderon ihm die Ehre einer falschen Vaterschaft aufgedrungen habe. Diese Erzählung, die von den Meisten verspottet, doch von Einigen geglaubt wurde, veranlaßte noch schwärzere Gerüchte und Angaben über einen Mann, auf welchen die Augen ganz Spaniens sich richteten. Man nahm an, er habe noch andere Beweggründe gehabt, seine wahre Abkunft und Namen zu verhehlen, außerdem daß er sich ihrer Niedrigkeit geschämt. Was für ein anderer Beweggrund konnte dies seyn, als die Furcht vor der Entdeckung einer schwarzen, verbrecherischen That aus seiner früheren Jugend her, wegen welcher er die Ahndung des Gesetzes fürchtete? Diejenigen, welche sein Aeußeres genau zu beobachten sich die Miene gaben, versicherten, daß oft mitten unter seinen lustigsten Festen und stolzesten Triumphen seine Stirne sich umwölkte — der Ausdruck seines Gesichts sich ändere — und daß er nur mit sichtbarer peinlicher Anstrengung die besonnene Selbstbeherrschung des Geistes wieder erkämpfe. Seine Laufbahn, welche gänzliche Verachtung gegen die gewöhnlichen Regeln und Bedenklichkeiten verrieth, welche sonst selbst den Abenteurer zum Schein der Ehrbarkeit und Tugend vermögen, schien gewissermaßen diese Gerüchte zu rechtfertigen. Zu Zeiten aber brachen Blitze von glänzender und plötzlicher Großherzigkeit hervor, welche die Neugierigen staunen machten, die Kenner des menschlichen Herzens verwirrten und ganz im Gegensatz standen zu der gesammten Art und Weise, wie der ehrsüchtige und gewissenlose Mann seinen Weg zur Macht sich gebahnt hatte. Sein Geist war von Jedermann anerkannt, aber es war ein Genius, der in keiner Weise die Interessen des Landes förderte. Er diente nur dazu, ihn selbst zu stützen, zu

vertheidigen und vorwärts zu bringen — Schwierigkeiten zu trotzen — Feinde zu schlagen — jeden Zufall, jedes eintretende Ereigniß zu neuen Stufen seines Emporsteigens zu benützen. Was auch seine Herkunft, das war klar, daß er alle Vortheile der Erziehung genossen; und Gelehrte rühmten seine Gelehrsamkeit und waren stolz auf seine Gönnerschaft. Während einerseits in neuerer Zeit die wilden und frechen Ausschweifungen des liederlichen Prinzen, unter dem Volke auf die Anleitung Calderons geschoben wurden und den allgemeinen Haß gegen ihn steigerten, schien andererseits sein Einfluß über den künftigen Monarchen seiner Autorität ein neues Feld und eine verlängerte Frist zu verheißen, und erfüllte die Versammlungen seiner Feinde mit Furcht. In der That schien die Macht des Emporkömmlings von Marquis so fest gewurzelt, die vor ihm liegende Laufbahn so glänzend, daß es sogar nicht an Leuten fehlte, welche flüsternd dem Rodrigo Calderon noch zu seinen andern Verbrechen hin auch die Benützung der schwarzen Kunst aufbürdeten. Aber die schwarze Kunst, in welche der feine Höfling eingeweiht war, war eine solche, die mit der Nekromantie nichts zu schaffen hat. Es war die Kunst, den höchsten Verstand für die selbstsüchtigsten Zwecke zu verwenden — eine Kunst, mit der man es eine Zeit lang in der großen Welt erträglich weit bringt.

Er war einige Wochen in einer geheimen Sendung von Madrid abwesend gewesen; und zu diesem seinem ersten Lever nach seiner Rückkehr drängte sich der ganze Adel und Ritterschaft Spaniens.

Die Masse wich zurück, als mit hochmüthiger Haltung, in der Reife der Mannesjahre, der Marquis von Siete Iglesias vorschritt. Er verschmähte alles Auszeichnende der Kleidung, wodurch der Eindruck seines ausnehmend überraschenden Aeußern hätte gehoben werden können. Sein Mantel und Unterkleid von schwarzem Tuch und vom einfachsten Schnitt waren nicht mit Juwelen verziert, welche damals die gewöhnlichen Abzeichen des hohen Ranges ausmachten. Sein Haar, schwarz und glänzend wie das Gefieder des Raben,

ringelte sich nach hinten von der hohen Herrscherstirne, die, Eine tiefe Furche zwischen den Augen abgerechnet, nicht nur so weiß, sondern auch so glatt war wie Marmor. Seine Gesichtsbildung war adlerartig und regelmäßig, und die tiefe Olivenfarbe seiner Haut erschien weiß und klar im Kontrast mit seinem vollen Schnurr- und Spitzbart. Die Leichtigkeit seiner großen und schlanken, aber doch muskulösen Gestalt ließ ihn jünger erscheinen als er war, und ohne den anmaßenden und verächtlichen Hochmuth der Haltung, welcher so selten edler Geburt eignet, hätte Calderon sich unter die größten Magnaten Europa's mischen können, und jeder Beobachter hätte ihn für den stattlichsten unter der Gruppe erklärt. Es war eine von jenen seltenen Gestalten, welche ganz dazu gemacht sind, das eine Geschlecht zu beherrschen und das andere zu bezaubern. Bei tieferer Prüfung aber hätte wohl die Unruhe und Unstetigkeit des glänzenden Auges, das Zucken der Oberlippe, eine gewisse Hast in Benehmen und Sprache, gezeigt, daß die Größe neben dem Stolz auch Verdacht ihm eingepflanzt hatte. Die Zuschauer sahen den Jäger auf der Höhe; — der Jäger sah den Abgrund unten und athmete schwer in der Luft dieser Höhe.

Die Höflinge näherten sich Einer um den Andern dem Herzog, der sie mit sehr ungleicher Artigkeit empfing. Gegen den gemeinen Haufen war er scharf, trocken und bitter; gegen die Großen war er geschmeidig, doch mit einer gewissen Anmuth und Männlichkeit des Benehmens, welche selbst der Servilität einen höheren Charakter lieh; und immer lauerte, so tief er sich vor einem Medina, einem Guzmann, verbeugte, ein fast unmerklicher Spott in seinen Mundwinkeln, der anzudeuten schien, daß, während seine Politik kroch, sein Herz sie verachtete. Gegen Zwei oder Drei, die er entweder persönlich leiden mochte oder aufrichtig achtete, war er in seinen Reden vertraulich aber kurz; gegen Solche, die er zu verabscheuen oder zu fürchten Grund hatte — gegen seine Feinde und die an seinem Sturz

Arbeitenden nahm er eine noch größere Offenheit an, verbunden mit der einschmeichelndsten Freundlichkeit in Stimme und Benehmen.

Abgesondert von dem Haufen, mit gefalteten Armen und mit einem Ausdruck im Gesicht, worin große Bewunderung sich mit einiger Neugier und ein wenig Verachtung mischte, betrachtete Don Martin Fonseca den Günstling.

„Ich habe diesem Mann eine Gunst erwiesen," dachte er, „ich habe zu seinem ersten Steigen beigetragen — jetzt bin ich ein Bittender bei ihm! Wahrhaftig! Ich, der ich nie Aufrichtigkeit und Dankbarkeit im Lager fand, komme, um diese verborgenen Schätze an einem Hofe zu suchen. Nun, wir sind doch seltsame Puppen, wir Sterbliche!"

Don Diego Sarmiento de Mendoza hatte eben den lächelnden Gruß Calderons empfangen, als das Auge des Letzteren auf die schönen Züge Fonseca's fiel. Das Blut stieg ihm ins Gesicht; er versprach dem Don Diego Alles, was er verlangte; und hastig durch die Versammelten hindurch zurückeilend, begab er sich in sein Privat-Kabinet. Das Lever war aufgelöst.

Als Fonseca, der den Blick des Sekretärs bemerkt hatte, und dieß plötzliche Verschwinden für keine günstige Vorbedeutung ansah, sich langsam umwandte, um mit den Uebrigen wegzugehen, berührte ihn ein junger Mann, einfach gekleidet, an der Schulter.

„Ihr seyd Señor Don Martin Fonseca?"

„Der bin ich."

„Folgt mir, wenn es Euch beliebt, Señor, zu meinem Herrn, Don Rodrigo Calderon."

Fonseca's Antlitz klärte sich auf; er folgte der Aufforderung; und im nächsten Augenblick befand er sich im Kabinet des Sejanus von Spanien.

Zweites Kapitel.

Der Liebhaber und der Vertraute.

Calderon empfing den jungen Soldaten an der Thüre seines Zimmers mit auffallender und beinahe herzlicher Achtung.

„Don Martin," sagte er, und in dem Zittern seiner volltönenden und weichen Stimme schien wirkliches Gefühl sich leise zu verrathen, „ich bin Euch verpflichtet für die größte Schuld, wofür ein Mann dem Andern verbunden seyn kann — Eure Hand war es, die meinem Fuß den ersten Trittstein auf der Bahn zur Macht unterschob. Ich habe mein Glück von der Stunde an zu rechnen, wo ich als Euer Lehrer in Euers Vaters Haus kam. Als der Kardinal-Herzog Euch nach Madrid lud, war ich Euer Begleiter; und als Ihr später in das Heer tratet, und der Dienste des friedlichen Gelehrten nicht mehr bedurftet, da erbatet Ihr Euch von Eurem erlauchten Verwandten nur die Eine Gunst — daß für Calderon gesorgt werden möchte. Ich war schon so glücklich gewesen, dem Herzog persönlich bekannt zu werden, und von diesem Tag an ging es reißend schnell mit meinem Steigen. Seit damals haben wir uns nicht mehr gesehen. Darf ich hoffen, daß es jetzt in Calderons Macht steht, sich als nicht undankbar zu bewähren?"

„Ja!" sagte Fonseca lebhaft, „es steht in Eurer Macht, mich von dem grenzenlosen Elend zu retten, das mich treffen kann. Es steht in Eurer Macht, wenigstens glaube ich so, mich zum glücklichsten Menschen zu machen!"

„Setzt Euch, ich bitte Euch, Señor. Und wie? Ich stehe zu Euren Diensten."

Du weißt," sagte Fonseca, „daß ich, obwohl der Verwandte, doch keineswegs der Liebling des Herzogs von Lerma bin."

„Nein, nein!" unterbrach ihn Calderon sanft und mit freund-

lichem Lächeln, „Ihr mißkennt meinen erlauchten Gönner; er liebt Euch, nicht aber Eure Unbesonnenheiten.“

„Ja! die Redlichkeit ist etwas sehr Unbesonnenes! Ich kann mich nicht in das Vorzimmerleben fügen und schicken; ich kann nicht, wie der Herzog von Lerma, meinen nächsten Verwandten verabscheuen, wenn sein Schatten die Linie meiner Interessen kreuzt. Ich bin von dem Stamm Pelayo's, nicht Oppa's; und mein Beruf, eher der eines alten Persers als eines modernen Spaniers, ist, Rosse zu tummeln, das Schwert zu schwingen und die Wahrheit zu sagen.“

Es lag ein Ausdruck von Ernst und Hochsinn in des jungen Mannes Mienen, Haltung und Stimme bei diesen Worten, welcher den stärksten Kontrast bildete mit dem unerforschlichen Antlitz und der künstlichen Sanftheit Calderons, und für den Augenblick wirklich diesen schlauen und feinen Abenteurer mit dem Gefühl unwillkührlicher Demüthigung erfüllte.

„Aber,“ fuhr Fonseca fort, „lassen wir das; ich komme auf meine Geschichte und meine Bitte. Wißt Ihr oder wißt Ihr nicht, daß ich schon eine Zeitlang eine Neigung für Beatriz Coello hege?“

„Beatriz,“ wiederholte Calderon zerstreut mit veränderter Miene, „es ist ein wohlklingender Name — es war der Name meiner Mutter.“

„Eurer Mutter! ich glaubte gehört zu haben, ihr Name sey Mary Sandalen gewesen?“

„Ganz recht — Mary Beatriz Sandalen,“ versetzte Calderon leichthin. „Aber fahrt fort in Eurer Erzählung. Ich hörte nach Eurer letzten Anwesenheit in Madrid, wo ich auf meiner Reise nach Portugal abwesend und darum nicht so glücklich war, Euch zu sehen, Ihr hättet den Herzog beleidigt durch Euer Verlangen, eine Eurer Geburt unangemessene Heirath zu schließen. Wer ist denn diese Beatriz Coello?“

„Eine Waise von niedriger Abkunft und Beruf. Als Kind war sie der Sorge einer Frau überlassen geblieben, welche, glaube ich,

ihre Amme gewesen; sie nahmen ihren Wohnsitz in Sevilla, und der alten Wärterin Arbeit in Stickereien erhielt sie beide, bis Beatriz vierzehn Jahre alt war. Um diese Zeit wurde die arme Frau durch einen Gichtanfall untüchtig, ihre Arbeiteu fortzusetzen; und Beatriz, das gute Kind, suchte, begierig die erhaltenen Wohlthaten zu vergelten, jetzt ihrerseits ihre Pflegerin zu ernähren. Sie besaß die Gabe einer wunderbar schönen Stimme. Dieß Talent kam zur Kenntniß des Oberaufsehers des Theaters zu Sevilla; und er machte ihr die vortheilhaftesten Anträge, auf die Bühne zu gehen. Beatriz, das unschuldige Kind, ahnte nichts von den Gefahren dieses Gewerbes; sie ergriff gern das Mittel, wodurch sie dem dahinsinkenden Leben ihrer einzigen Freundin Hülfe und Erleichterung verschaffen konnte — sie wurde Schauspielerin. Um jene Zeit waren wir in Sevilla einquartirt, um ein Auge zu haben auf die verdächtigen Morisken."

„Ha! die verhaßten Ungläubigen!" murmelte Calderon grimmig zwischen den Zähnen.

„Ich sah Beatriz und liebte sie auf den ersten Blick. Ich sage nicht," fuhr Fonseca mit einem Erröthen fort, „daß meine Bewerbung, im Anfang, eine solche gewesen sey, die ihrer allein würdig war; aber ihre Tugend gewann bald ebenso meine Achtung, wie meine Liebe. Ich verließ Sevilla, um meinen Vater aufzusuchen und seine Einwilligung zu einer Vermählung mit Beatriz zu erlangen. Ihr kennt die Vorurtheile eines Hidalgo — sie sind unüberwindlich. Inzwischen drang der Ruf der Schönheit und der Stimme der jungen Schauspielerin bis nach Madrid, und auf königlichen Befehl ward sie von Sevilla dorthin berufen. So eilte denn auch ich nach Madrid, unter dem Vorwand, um Beförderung zu bitten. Ihr waret, wie Ihr gesagt, abwesend in Portugal, auf einer Staatssendung. Ich suchte den Herzog von Lerma auf. Ich flehte ihn an, mir irgend einen Posten zu geben, wo auch immer — in

welchem Himmelsstrich des weiten spanischen Reichs es sey — wo ich, entfernt von Geburts- und Standesvorurtheilen, und im Besitz anderer, weniger unzuverlässigen Mittel, als die vom Schwert abhängen, Beatriz zu meiner Gattin machen könnte. Der artige, feine Herzog war noch unerbittlicher, als der derbe Hidalgo. Ich flog zu Beatriz; ich sagte ihr, ich hätte nichts als mein Herz und meine Rechte ihr zu bieten. Sie weinte und schlug mich aus."

„Weil Ihr nicht reich waret?"

„Pfui über Euch! nein, sondern weil sie nicht darein willigen wollte, mein Glück zu zerstören und mich aus meiner Heimath zu verbannen. Am nächsten Tag erhielt ich gemessenen Befehl, mich wieder zum Heer zu begeben, und diesen Befehl begleitete ein Beförderungspatent. Obgleich Liebhaber, bin ich doch Spanier; dem Befehl nicht gehorchen, wäre in meinen Augen unehrenhaft gewesen. Hoffnung dämmerte mir, ich konnte steigen; ich konnte reich werden. Wir tauschten die Gelübde der Treue miteinander. Ich kehrte in das Lager zurück. Wir wechselten Briefe. Zuletzt beunruhigten mich ihre Briefe. Trotz aller ihrer Zurückhaltung erkannte ich, daß sie Widerwillen gegen ihren Beruf empfand und Angst vor den Verfolgungen, welchen er sie aussetzte; die alte Frau, ihre einzige Leiterin und Gesellschafterin, war sterbend; sie war niedergeschlagen und unglücklich; sie verzweifelte an unserer Verbindung; sie drückte ihre Sehnsucht nach der Zufluchtsstätte eines Klosters aus. Endlich kam dieser Brief, worin sie mir für immer Lebewohl sagt. Ihre Verwandte war todt; und mit dem wenigen Geld, das sie sich erspart, hatte sie sich die Aufnahme in das Kloster der h. Maria vom weißen Schwert erkauft. Denkt Euch meine Verzweiflung! Ich erwirkte mir einen Urlaub — ich flog nach Madrid. Beatriz ist schon innerhalb der Mauern ihres traurigen Asyls; sie hat schon ihr Noviziat angetreten."

„Ist das der Brief, von dem Ihr sprecht?" sagte Calderon, die Hand ausstreckend.

Fonseca gab ihm den Brief.

So hart und kalt der Charakter Calderons geworden war, doch war etwas in dem Ton dieses Briefs — in seinen reinen und edeln Gefühlen, seiner Unschuld und Zärtlichkeit — was eine geheime Saite in seinem Herzen rührte. Er seufzte, indem er ihn weglegte.

„Ihr seyd, wie wir Alle, Don Martin,“ sagte er mit einem bittern Lächeln, „der Narr, der auf eines Weibes Treue baut. Aber Ihr müßt selbst Euch Erfahrung kaufen; und wenn Ihr wirklich meine Dienste in Anspruch nehmt, um Euch für den Augenblick Seligkeit und für die Zukunft bittere Täuschung zu bereiten, so sind diese Dienste Euer. Es wird, denke ich, nicht schwer halten, die Königin zu Euren Gunsten zu stimmen; laßt mir diesen Brief; er ist von der Art, daß er wohl das Herz eines Weibes rühren kann. Wenn es uns mit der Königin gelingt, welche die Patronin des Klosters ist, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, einen Befehl vom Hof zur Freigebung der Novize zu erlangen; der nächste Schritt aber ist schwieriger. Es ist nicht genug, Beatriz wieder in Freiheit zu setzen — wir müssen auch Eure Familie mit der Heirath aussöhnen. Das kann nicht geschehen, so lange sie nicht adelig; aber Patente (hier lächelte Calderon) vermochten schon manchen Glückspilz zu adeln — Euer unterthäniger Diener ist ein Beispiel davon. Solche Briefe können erkauft oder erbettelt werden; ich will es über mich nehmen, einen anzuschaffen. Auch kann Euer Vater leicht ein den Titel begleitendes Heirathgut ausfindig machen in Gestalt eines hohen und ehrenvollen Posten für Euch. Ihr habt große Verdienste; Ihr seyd beliebt bei dem Heer; Ihr habt Euch einen rühmlichen Namen in der Welt gewonnen. Ich fühle mich beschämt, daß man Euer Glück so übersehen und vernachlässigt hat. „Aus den Augen aus dem Sinn,“ ach ja! das ist ein wahres Sprüchwort. Ich gestehe, daß ich, als ich Euch in dem Vorzimmer sah, über meine frühere Vergeßlichkeit erröthete. Nun es thut nichts — ich will meinen Fehler gut ma-

chen. Die Leute sagen, ich mißbrauche meinen Einfluß und meine Gunst — ich will durch Eure Beförderung das Gegentheil beweisen."

„Großmüthiger Calderon!" sagte Fonseca stammelnd, „ich habe immer die Urtheile des Pöbels gehaßt. Man verleumdet Euch — aber das ist nur der Neid."

„Nein," sagte Calderon kalt, „ich bin schlimm genug! aber ich bin doch ein Mensch. Zudem ist Dankbarkeit meine Politik; ich habe immer gefunden, daß es ein gutes Mittel ist, in der Welt vorwärts zu kommen, wenn man denen dient, die uns dienen."

„Aber der Herzog?"

„Fürchtet nichts; ich besitze ein Oel, das alle Wellen auf dieser Oberfläche besänftigen wird. Was den Brief betrifft, so sage ich, laßt ihn mir; ich will ihn der Königin zeigen. Morgen will ich Euch wieder sehen."

Drittes Kapitel.

Ein Nebenbuhler.

Calderons Auge heftete sich sinnend auf die Thüre, welche hinter Fonsecas kriegerischer und edler Gestalt sich schloß.

„Große Contraste unter den Menschen!" sagte er halblaut. „Alle Klassen, in welche je die Naturforscher die Thierwelt eintheilten, würden nicht die Mannigfaltigkeit erschöpfen, die zwischen den verschiedenen Menschen besteht. Und doch treffen wir Alle in Einem Streben unseres Wesens zusammen — wir Alle verfolgen uns und machen auf einander Jagd! Ruhmsucht, was nichts Anderes ist, als Durst nach Blut, macht jenen Krieger zum Tiger seiner Gattung, andere Leidenschaften haben mich zur Schlange gemacht, Beide trotzig, grausam, rücksichtslos — Beide! Held und Höfling! Tapferkeit und Schlauheit! Hm! ich will diesem jungen Mann dienen — er hat mir gedient. Als alle andern Herzen sich von mir wegwandten,

lächelte er, damals ein Knabe, mich an und gab sich meiner Liebe hin. Warum ist er so lange vergessen worden? er ist nicht von dem Stamm, den ich verabscheue: kein maurisches Blut fließt in seinen Adern; auch gehört er nicht zu den Großen und Mächtigen, die ich fürchte; noch auch zu den Kriechenden und Knechtischgesinnten, die ich verachte; es ist ein Mann, den ich ohne Erröthen unterstützen kann."

Während Calderon dieß Selbstgespräch führte, ward die Tapetenthüre bei Seite geschoben, und ein Kavalier, auf dessen Wangen der erste Flaum der Mannheit sproßte, trat in das Gemach.

„So, Rodrigo, allein! willkommen bei Deiner Rückkehr nach Madrid. Nein, setze Dich, Mann — setze Dich."

Calderon verbeugte sich mit der tiefsten Ehrerbietung; und einen großen Lehnstuhl dem Fremden hinstellend, setzte er sich selbst auf einen Stuhl in einer kleinen Entfernung.

Der Neuangekommene war von dunkler und trüber Gesichtsfarbe, im Ganzen aber waren seine Züge ansprechend und sein prächtiger Anzug funkelte von einem Uebermaß von Juwelen. Obschon er noch fast ein Knabe war, lag doch ein nachläßiger Stolz, eine vornehme Leichtigkeit in seinen Geberden — in dem Tragen des Kopfes, in der Bewegung seiner Hand, was, in Verbindung mit der fast knechtischen Unterthänigkeit des anmaßenden Günstlings auch dem oberflächlichsten Beobachter die Gewißheit gegeben hätte, daß er dem allerhöchsten Rang angehörte. Ein zweiter Blick hätte in der vollen östreichischen Lippe, in der hohen aber schmalen Stirne, in dem dunkeln, wollüstigen aber schlauen und lauernden Auge die Züge des Abkömmlings von Carl V. gefunden. Es war der Infant von Spanien, der im Zimmer seines ehrsüchtigen Lieblings stand.

„Das ist bequem, dieser geheime Eingang in Dein Privatheiligthum, Rodrigo. Er entzieht mich den spähenden Augen Uzeda's, der immer dem Vater dadurch zu schmeicheln sucht, daß er den Sohn ausspionirt. Wir wollen ihn aber dieser Tage dafür bezahlen. Er liebt Euch weniger als seinen Prinzen."

„Ich trage ihm darum keinen Groll nach, Ew. Hoheit. Er trachtet nach dem Lächeln der aufgehenden Sonne, und zürnt über den niedrigen Gegenstand, der ihm, wie er meint, ihren Strahl versperrt."

„Er dürfte darüber ruhig seyn; ich hasse den Mann und seine kalte Förmlichkeit. Er bildet sich immer ein, wir Fürsten seyen so erpicht auf die Staatsangelegenheiten, und vergißt, daß wir sterblich sind, und daß die Jugend das Alter ist für das Lustzelt, nicht für den Rathssaal. Mein kostbarer Calderon, das Leben wäre mir schaal ohne Dich; wie freue ich mich über Deine Rückkehr, Du glücklicher Erfinder von Genüssen, welchen die Sattheit sich nur immer wünschen konnte! Nein, erröthe nicht! manche Leute verachten Dich wegen Deiner Talente; ich aber huldige Dir darum. Bei meines Urgroßvaters Bart, es soll eine lustige Zeit am Hofe werden, wenn ich einmal Monarch bin und Du Minister!"

Calderon schaute den Prinzen ernst an, aber sein forschender Blick diente nicht dazu, einen gewissen Verdacht gegen die königliche Aufrichtigkeit zu zerstreuen, welcher dann und wann mitten unter den sanguinischsten Träumen des Prinzen auftauchte. Bei aller Lustigkeit Philipps lag etwas Gezwungenes und Lauerndes in seinem zweideutigen Lächeln und seinem ruhigen, tiefliegenden, glänzenden Auge. Calderon, an Geist ihm unermeßlich überlegen, war vielleicht kaum diesem bartlosen Knaben gewachsen an Heuchelei und Tücke, an selbstsüchtiger Kälte, an gereifter Verdorbenheit.

„Nun," fuhr der Prinz fort, „ich sage Euch diese schönen Sachen nicht ohne eine bestimmte Absicht. Ich bin Eurer benöthigt — sehr benöthigt; nie bedurfte ich so dringend Eurer Dienste als in diesem Augenblick; nie hatte ich eine so große Bitte und Aufgabe für Eure Erfindungskraft, Gewandtheit und Euern Muth. Wißt, Calderon, ich liebe!"

„Mein Fürst," sagte der Marquis lächelnd, „gewiß ist es keine erste Liebe. Wie oft hat Eure Hoheit —"

„Nein," fiel ihm der Prinz hastig ins Wort, — „nein, ich habe nie geliebt bis jetzt. Man kann nie lieben, was man so leicht gewinnen kann; aber dieß Herz, Calderon, dieß Herz wäre eine Eroberung. Höre mich an. Ich war gestern mit der Königin in der Kapelle des Klosters der h. Maria vom weißen Schwert. Du weißt, daß die Aebtissin früher Kammerfrau war, und daß die Königin sie liebt. Wir Beide wurden gerührt und erstaunten über die Stimme einer Chorsängerin, — es war die einer Novize. Nach dem Gottesdienst erkundigte sich die Königin nach dieser neuen heiligen Cecilia; und Wer meinst Du daß es ist? Nein, Du wirst es nie errathen. Die früher gefeierte Sängerin — die schöne, die unnachahmliche Beatriz Coello! Ach! wohl magst Du erstaunen, wenn Schauspielerinnen Nonnen werden, dann ist es wohl bald für Calderon und Philipp an der Zeit, Mönche zu werden. Nun müßt Ihr wissen, Rodrigo, daß ich, so ein unwürdiger Mensch ich bin, doch die Ursache dieser Metamorphose gewesen. Da ist ein gewisser Martin Fonseca, ein Verwandter von Lerma — Du kennst ihn wohl. Vor einiger Zeit erfuhr ich von dem Herzog, daß dieser junge Orlando ganz wahnsinnig verliebt sey in ein Mädchen von niedriger Geburt — ja, daß er sie zu heirathen begehre. Die Erzählung des Herzogs reizte meine Neugier. Ich fand, daß es die junge Beatriz Coello war, die ich schon auf der Bühne bewundert hatte. Ach Calderon, sie ging glänzend auf und wieder unter während Deiner langweiligen Sendung nach Lissabon! Ich suchte eine Gelegenheit sie zu besuchen. Ich war erstaunt über ihre Schönheit, die noch blendender war im Zimmer als auf der Bühne. Ich war eifrig in meiner Anbetung — umsonst. Calderon, hast Du das gehört? umsonst! Warum warest Du nicht da? Deine Künste und Listen schlagen nie fehl, mein Freund! Sie lebte mit einer alten Verwandten oder Erzieherin zusammen. Die alte Verwandte starb plötzlich — ich benützte ihre Verlassenheit — ich schlich mich bei Nacht in das Haus. Bei St. Jago, ihre Tugend verwirrte und schlug mich. Am nächsten Morgen war sie fort, und

meine Nachforschungen konnten auf keine Spur von ihr kommen, bis ich in dem Convent der heiligen Maria in der jungen Novize die verlorne Schauspielerin wieder erkannte. Sie ist in das Kloster geflohen, um Fonseca treu zu bleiben; sie muß aus dem Kloster fliehen, um den Prinzen zu beglücken! Das ist meine Geschichte; ich bedarf Deiner Hülfe."

„Prinz," sagte Calderon ernst, „Du kennst die Gesetze Spaniens — die Strenge der Kirche. Ich wage nicht —"

„Pah! keine solche Bedenklichkeiten! mein Stand wird dich vor jeder Anfechtung schützen. Nein, schau nicht so verstört drein; ha! auch Du hast, wie ich sehe, Deine Armida. Dieß Billet von weiblicher Handschrift — Himmel und Erde! Calderon! Was für ein Name ist das? Beatriz Coello? Hast Du Dir erlaubt, meine Bahn zu kreuzen? Sprecht, Herr! — sprecht!"

„Eure Hoheit," sagte Calderon mit einer Mischung von Ehrerbietung und Würde in seinem Wesen — „Eure Hoheit wolle mich anhören. Mein erster Wohlthäter, mein geliebter Zögling, mein frühester Gönner war eben der Don Martin Fonseca, welcher um dieß Mädchen mit tugendhafter Liebe wirbt. Diesen Morgen hat er mich besucht, und mich um meine Verwendung zu seinen Gunsten angefleht. Oh! Prinz! wendet Euch nicht ab! Ihr kennt seine Verdienste nicht zur Hälfte. Ihr kennt nicht den Werth solcher Unterthanen — Männer von dem alten ehernen Schlag Spanier. Du hast ein edles und königliches Herz; sey nicht der Nebenbuhler des Vertheidigers Deiner Krone. Mach diesen tapfern Soldaten glücklich — schone diese arme Waise — und Eine großmüthige Handlung der Selbstverläugnung wird Dir Verzeihung erwirken für tausend Lustgenüsse!"

„Das von Rodrigo Calderon!" sagte der Prinz mit einem bittern Hohnlächeln. „Mensch, begreife Deine Stellung und Deinen Beruf. Wenn es mir um Predigten zu thun ist, suche ich meinen Beichtvater auf; wenn ich eine Sünde beschlossen habe, komm' ich

zu Dir. Laß mich in Ruhe mit Deinen hohlen Redensarten. Was Fonseca betrifft, so soll er getröstet werden; und wenn er erfährt, wer sein Nebenbuhler ist, so müßte er ja ein Verräther seyn, wenn er sich nicht zufrieden in sein Loos ergeben wollte. Du sollst mich unterstützen, Calderon!"

„Eure Hoheit möge mir verzeihen — nein!"

„Höre ich recht? Nein! — Bist Du nicht mein Günstling — mein Werkzeug? Kann ich Dich nicht zerstören, wie ich Dich habe emporheben helfen? Dein Glück hat Dir den Kopf verdreht. Der König hat schon Verdacht und Widerwillen gegen Dich; Dein Feind, Uzeda, hat sein Ohr. Das Volk verwünscht Dich. Wenn ich Dich verlasse, bist Du verloren. Das bedenke!"

Calderon blieb stumm und aufrecht stehen, die Arme auf der Brust gefaltet und die Wange flammend von unterdrückten Leidenschaften, Philipp sah ihn ernsthaft an, und dann, vor sich hin murmelnd, näherte er sich dem Günstling mit verändertem Wesen.

„Komm, Calderon — ich bin zu hastig gewesen — Du hast mich toll gemacht; ich wollte Dir nicht wehe thun. Du bist redlich, und ich glaube Du liebst mich; und ich will gestehen, daß unter gewöhnlichen Umständen Dein Rath gut, Deine Bedenklichkeiten löblich wären. Aber ich sage Dir, daß ich dieß Mädchen anbete; daß ich alle meine Hoffnungen auf sie gesetzt habe; daß sie um jeden Preis, auf jede Gefahr, mein werden muß. Willst Du mich verlassen? Willst Du, auf dessen Treue ich mich immer so zuversichtlich stützte, Deinen Freund und Deinen Prinzen verlassen um dieses händelsüchtigen Soldaten willen? Nein, ich thue Dir Unrecht!"

„Oh!" sagte Calderon mit einer ziemlich glücklich erheuchelten Bewegung — „ich wollte mein Leben Eurem Dienst weihen, und ich habe oft mein Gewissen Eurem leisesten Wunsch unterworfen und gebeugt. Aber das wäre eine gar zu niederträchtige Treulosigkeit von mir! Er hat das Leben seines Lebens meinen Händen anvertraut.

Wie könntest selbst Du auf meine Treue bauen, wenn Du wüßtest, daß ich gegen einen Andern falsch handle?"

„Falsch! bist Du nicht falsch gegen mich? Hab' ich Dir nicht vertraut, und bist Du es nicht, der mich verläßt? — ja vielleicht verräth? Wie willst Du denn diesem Fonseca dienen? Wie die Novize befreien?"

„Durch einen Befehl des Hofs. Eure königliche Mutter —"

„Genug!" sagte der Prinz heftig. „Mach' es so. Du sollst Zeit genug zur Reue haben!"

So sprechend schritt Philipp der Thüre zu. Calderon, beunruhigt und ängstlich, suchte ihn aufzuhalten; aber der Prinz riß sich mit Verachtung los und Calderon war wieder allein.

Viertes Kapitel.

Bürgerlicher und kirchlicher Ehrgeiz.

Kaum hatte sich der Prinz entfernt, als die Thüre vom Vorzimmer her sich öffnete und ein alter Mann, in geistlicher Tracht, in des Secretärs Gemach trat.

„Störe ich nicht, mein Sohn?" fragte der Kirchenmann.

„Nein, Vater, nein; ich sehnte mich nie so sehr nach Eurer Anwesenheit, Eurem Rath. Es geschieht nicht oft, daß ich unentschlossen schwanke und schwebe zwischen den zwei Magneten des Interesse's und Gewissens; jetzt befinde ich mich in einem solchen seltenen Dilemma."

Hier erzählte Calderon in der Kürze das Wesentliche seines Gesprächs mit Fonseca und von seiner darauf folgenden Verhandlung mit dem Prinzen.

„Ihr seht," sagte er beim Schluß, „wie kritisch meine Lage ist. Auf der einen Seite meine Verpflichtung gegen Fonseca, mein Versprechen gegen einen Wohlthäter, einen Freund, einen Knaben, den

ich aufziehen geholfen; und das ist noch nicht Alles! Der Prinz verlangt von mir, ich solle ihm behülflich seyn zur Entführung einer Novize aus einem geheiligten Hause. Welche Gefahr — welches Wagniß! Auf der andern Seite, wenn ich mich weigere, das Mißfallen, die Rache des Prinzen, dessen Gunst mich schon halb und halb die des Königs gekostet hat, und der, sähe er mich einmal mit ungnädigen Augen an, alle meine Feinde ermuthigen würde — und das ist so viel gesagt als: den ganzen Hof — zu einem einmüthigen Versuche, mich zu stürzen."

„Es ist eine herbe Versuchung," sagte der Mönch ernst, „eine solche, die wohl Eure Furcht rege machen kann."

„Furcht, Aliaga! — ha, ha! Furcht!" sagte Calderon, verächtlich lachend. „Wußte wahrer Ehrgeiz je etwas von Furcht? Haben wir nicht das alte kastilische Sprüchwort, das uns sagt: Wer die erste Stufe zur Macht erklommen hat, der hat die Angst tausend Meilen hinter sich gelassen? Nein, nicht die Fnrcht ist es, die mich unentschlossen macht: es ist Klugheit; und ein Anflug, ein gewisser Rest von Menschlichkeit — Philosophen würden es Tugend, Ihr Priester würdet es Religion nennen."

„Mein Sohn," sagte der Priester, „als ich, als Glied des erhabenen Standes, der uns befähigt, unsere unbeschuhten Füße auf den Nacken der Könige zu setzen, erkannte, daß ich Macht hatte Euch zu dienen und zu erheben; als ich, Philipps Beichtvater, die Gönnerschaft Lerma's unterstützte, Euch der besondern Berücksichtigung des Königs empfahl und in den Sonnenschein der königlichen Gunst brachte: da geschah es, weil ich in Eurem Herzen und Kopf jene Eigenschaften gelesen hatte, welche die geistlichen Herren der Welt immer für ihre Sache zu benützen suchen. Ich kannte Dich als muthig, schlau, hochstrebend, rücksichtslos. Ich wußte, daß Du nicht zurückscheuen würdest vor den Mitteln, welche Dir einen großen Zweck verbürgten. Ja, als ich Dich vor Jahren am Thale des Xenil Deine Hände im Blute Deines Feindes baden sah, und Dein Lachen des

triumphirenden Hasses hörte; — als ich, einziger Mitwisser Deines Geheimnisses, Dich nachmals von Deiner Heimath fliehen sah, befleckt von einem zweiten Mord, aber immer noch ruhig, ernst und Herr Deiner Vernunft, da sagte mir meine Menschenkenntniß: aus solchen Männern lassen sich gewaltige Bekehrte und mächtige Werkzeuge machen!"

Der Priester schwieg; denn Calderon hörte nicht auf seine Worte. Seine Wange war gelb, seine Augen geschlossen, seine Brust arbeitete schwer.

„Gräßliche Erinnerung!" murmelte er; „unglückliche Liebe — fürchterliche Rache! Inez — Inez, was hast Du zu verantworten!"

„Tröste Dich, mein Sohn! Ich wollte nicht den Verband von Deiner Wunde reißen."

„Wer spricht da?" rief Calderon auffahrend. „Ha, der Priester, der Priester! Ich glaubte die Todten zu hören. Sprich weiter, sprich weiter; sprich von der Welt — der Inquisition — von Deinen Ränken — der Tortur — dem Galgen! Sprich von was Du willst, nur daß es mich von der Vergangenheit abzieht!"

„Nein! laß mich für einen Augenblick Dich zu ihr zurückführen, um Dir die Zukunft zu schildern, die Deiner wartet. Als ich Dich bei Nacht fand — den mit Blut befleckten Flüchtling — Dich duckend und kauernd unter dem Schatten des Waldes — erinnerst Du Dich noch, wie ich meine Hand auf Deinen Arm legte, und zu Dir sagte: Dein Leben ist in meiner Hand? Von jener Stunde an ließ mich Deine Verachtung meiner Drohungen, meiner Person, Deines eigenen Lebens — dieß Alles ließ mich Dich als einen Mann ansehen, dazu geboren, unsere unsterbliche Sache zu fördern. Ich brachte Dich zu Deiner Sicherung weit hinweg; ich gewann Deine Freundschaft und Dein Vertrauen. Du wurdest Einer der Unsrigen — ein Mitglied des großen Ordens Jesu. Später brachte ich Dich unter als Lehrer des jungen Fonseca, damals Erben von großem Vermögen. Die zweite Heirath seines Oheims, und der Erbe, der, aus

dieser Ehe entsprungen, zwischen ihn und die Ehre seines Hauses trat, machten die gehoffte Verbindung mit dem Jüngling für uns nutzlos. Aber Du hattest seine Freundschaft erworben. Er stellte Dich dem Herzog von Lerma vor. Ich ward eben damals zum Beichtvater des Königs ernannt; ich fand, daß die Jahre Deinen Genius gereift und daß die Erinnerung alle Zärtlichkeit des Fleisches und der Verwandtschaft in Dir erstickt hatte. Vor allem aber machte Dich Dein tödtlicher Haß schon gegen den Namen der Mauren zum auserwählten Mann, uns beizustehen in unserem großen Plan, den verfluchten Stamm aus den spanischen Landen zu vertreiben. Genug — ich diente Dir, und Du vergaltest uns. Du hast Dein Verbrechen abgewaschen im Blut der Ungläubigen — Du bist sicher vor der Entdeckung. Wer wird in Rodrigo Calderon, Marquis von Siete Iglesias, den Rodrigo Nuerez — den eines Mords schuldigen Studenten von Salamanca vermuthen? Unsere List mit dem falschen Vater brachte auch die Neugier zum Schweigen. Du kannst ganz auf die Zukunft Dein Auge richten, und vor keinem Schatten in der Vergangenheit zittern. Die glänzendsten Hoffnungen liegen vor uns Beiden; aber um sie zu Wirklichkeiten zu machen, müssen wir auf demselben Wege fortschreiten. Wir dürfen uns durch kein Hinderniß auf unserer Bahn aufhalten lassen. Wir dürfen für kein Verbrechen ansehen, was immer unsere gemeinschaftlichen Plane fördert. Masche um Masche müssen wir den künftigen Monarchen in unser Gewebe verwickeln; Du durch die Netze der Vergnügungen, ich durch die des Aberglaubens. Der Tag, der Philipp den Vierten den Thron besteigen sieht, muß ein Tag des Jubels für die Brüderschaft und die Inquisition seyn. Wenn Du erster Minister bist — und ich Groß-Inquisitor — diese Zeit muß kommen — dann werden wir die Macht haben, die Herrschaft der Jüngerschaft Loyola's bis an die Grenzen der christlichen Welt auszudehnen. Die Inquisition selbst unser Werkzeug! Die Nachwelt wird uns als die Apostel des geistigen Glaubens ansehen. Und meinst Du, wir dürfen, wo es die Erreichung so

großer Zwecke gilt, die zarten Bedenklichkeiten der gewöhnlichen Menschen haben? Mögen tausend Fonseca's — zehntausend Novizen zu Grund gehen, ehe Du nur um ein Haarbreit Deine Macht und Handhabe über die Stimme und die Seele des zügellosen Philipp aufgibst! Was es auch koste, bewahre Dir Deine Macht; denn es sind daran gebunden, wie Matrosen an eine Planke, die Hoffnungen Derer, die den Geist zu ihrem Scepter machen!

„Der Enthusiasmus verblendet und mißleitet Dich, Aliaga," sagte Calderon kalt. „Was mich betrifft, so erkläre ich Dir jetzt, wie ich Dir früher erklärt habe, daß ich mich keinen Strohhalm um Deine großen Plane bekümmere. Laß die Menschheit für sich selbst sorgen — ich sehe nur auf das Meinige. Aber sey unbesorgt wegen meiner Treue; meine Interessen und mein Leben selbst sind unauflöslich verflochten mit Dir und mit Deinen Mitfanatikern. Wenn ich Dich verlasse, so bist Du zu tief in meine Geheimnisse eingeweiht, als daß Du mich nicht verderben solltest; und wollte ich Dich umbringen, um Dein Zeugniß zum Schweigen zu bringen: so kenne ich Deine Brüderschaft hinlänglich, um zu wissen, daß ich mir dann nur eine Menge von Rächern auf den Hals ziehen würde. Was diese Angelegenheit betrifft, so gebt Ihr mir einen klugen, wenn auch keinen frommen Rath. Ich will es mir wohl überlegen. Adieu! die Stunde ruft mich, dem König meine Aufwartung zu machen.

Fünftes Kapitel.

Die wahre Fata Morgana.

In dem königlichen Gemach, vor einem mit Papieren bedeckten Tisch, saßen der König und sein Sekretär. In dem gewöhnlichen Wesen Philipps III., ernst, finster und schweigsam, war wenig, was selbst dem erfahrensten Hofmann die äußeren Zeichen von Gunst oder Laune zu erkennen gab. Seine Erziehung hatte ihn für das Kloster

geneigt gemacht, aber die Nothwendigkeiten des Despotismus hatten dem sklavischen Aberglauben auch tückischen Scharfblick zugesellt. Das Geschäft, dessenwillen Calderon war berufen worden, war abgemacht, unter einem Schweigen, das nur einsylbige Worte des Königs und kurze Erläuterungen von Seiten des Sekretärs unterbrachen; und Philipp gab aufstehend Calderon das Zeichen, sich zurückzuziehen. Jetzt richtete der König ein blödes aber stetes Auge auf den Marquis und sagte mit einer Art von Anstrengung, als ob das Reden ihm schwer fiele, zu ihm:

„Der Prinz hat mich nur eine Minute vor Eurem Eintreten verlassen — habt Ihr ihn gesprochen seit Eurer Rückkehr?"

„Euer Majestät, ja. Er beehrte mich diesen Morgen mit seinem Besuch?"

„In Staatsangelegenheiten?"

„Euer Majestät weiß, hoffe ich, daß Euer Diener über Staatsangelegenheiten einzig und allein mit Eurer erhabenen Person oder Euern bestellten Ministern verhandelt."

„Der Prinz hat Euch seine Gunst geschenkt, Don Rodrigo."

„Euer Majestät befahl mir, diese Gunst zu suchen."

„Es ist wahr. Glücklich der Monarch, dessen treuer Diener der Vertraute des Erben seiner Krone ist!"

„Könnte der Prinz auch nur Einen Eurer Majestät mißfälligen Gedanken hegen, ich glaube, ich würde ihn entdecken und in der Geburt ersticken. Aber Euer Majestät ist mit einem dankbaren Sohn gesegnet."

„Ich glaube es. Seine Vergnügungssucht lockt ihn vom Ehrgeiz ab — so soll es seyn. Ich bin kein strenger und mürrischer Vater. Erhaltet Euch seine Gunst, Don Rodrigo; es ist mir angenehm. Hast Du ihn in irgend etwas beleidigt?"

„Ich hoffe nicht, daß mir ein so großes Unglück zugestoßen ist."

„Er sprach von Dir nicht mit seinen gewöhnlichen Lobeserhebungen

— ich bemerkte es. Ich sage Dir das, damit Du wieder in Ordnung bringen kannst, was etwa verfehlt worden ist. Du kannst mir nicht besser dienen, als wenn Du ihn vor allen und jeden Freundschaften bewahrst, ausgenommen mit Solchen, auf deren Anhänglichkeit an mich ich bauen kann. Ich habe genug gesagt.“

„Das war immer mein Bestreben. Aber ich bin nicht so jung mehr, wie der Prinz, und die Leute reden mir Schlimmes nach, daß ich, um sein Vertrauen zu gewinnen, seine Unterhaltungen und Zerstreuungen theile.“

„Es ist gleichgültig, was sie von Dir sagen. Treue Minister werden selten von dem Pöbel oder vom Hof gelobt. Du kennst meine Gesinnung; ich wiederhole Dir, verscherze die Gunst des Prinzen nicht!“

Calderon verbeugte sich tief und ging weg. Als er die Gemächer des Palastes durchschritt, kam er durch eine Gallerie, wo er den jungen Prinzen und seinen Erzfeind, den Herzog von Uzeda, an einem Fenster stehend, erblickte. Im selben Augenblick trat von einer entgegengesetzten Thüre der Kardinal-Herzog von Lerma ein; und die nämliche unwillkommene Conjunctur feindseliger Planeten fiel dem ränkevollen Minister widrig ins Auge. Gerade weil Uzeda des Herzogs Sohn war, war er der Mann, den der Herzog auf der ganzen Welt am meisten fürchtete und beargwohnte.

Wer mit der spanischen Komödie einigermaßen bekannt ist, der hat gewiß die Verschwendung von Intriken und Gegenintriken bemerkt, auf welchen das Interesse derselben beruht. Hierin war die spanische Komödie der treue Spiegel des spanischen Lebens, vorzüglich in den Cirkeln des Hofs. Die Menschen lebten da in einem vollständigen Labyrinth von Komplotten und Gegenkomplotten. Der Geist der Feinheit, des Manövre's, der Schlauheit und Doppelsinnigkeit durchdrang jede Familie. Kein Haus, das nicht in sich selbst getheilt gewesen wäre!

Als Lerma sein Auge wegwandte von dem unwillkommenen

Schauspiel einer so plötzlichen Vertraulichkeit zwischen Uzeda und dem muthmaßlichen Thronerben — eine Vertraulichkeit, welche zu hintertreiben sein Hauptaugenmerk gewesen war — fiel sein Blick auf Calderon. Er winkte ihm stillschweigend zu, und zog sich, unbemerkt von den beiden sich Unterredenden, durch dieselbe Thüre wieder zurück, durch die er eingetreten war. Calderon hatte den Wink bemerkt und folgte ihm. Der Herzog trat in ein kleines Zimmer und schloß sorgfältig die Thüre.

„Was ist das, Calderon?“ fragte er, aber in scheuem Tone, denn der schwache alte Mann fürchtete sich selbst halb und halb vor seinem Günstling. „Woher dies neue und höchst drohende, unheilverkündende Bündniß?“

„Ich weiß nicht, Euer Eminenz; bedenkt, daß ich erst gestern nach Madrid zurückgekehrt bin; es setzt mich nicht minder als Euer Eminenz in Erstaunen.“

„Suche der Sache auf den Grund zu kommen, mein guter Calderon; der Prinz gab immer vor, Uzeda zu hassen. Bringe ihn wieder auf diese Gesinnungen zurück; Du giltst Alles in Allem bei Seiner Hoheit! Wenn Uzeda wieder sein Ohr gewinnt, so bist Du verloren.“

„O nein!“ rief Calderon stolz. „Mein Dienst ist dem König geweiht! ich habe ein Recht auf seinen königlichen Schutz, denn ich habe Ansprüche auf seine königliche Dankbarkeit.“

„Täusche Dich nicht selbst!“ sagte der Herzog leise flüsternd. „Der König kann nicht mehr lange leben; ich habe es von der besten Autorität, von seinem Arzt; und dies ist noch nicht Alles — eine furchtbare Verschwörung besteht gegen Dich am Hof. Ohne mich und des Königs Beichtvater würde Philipp seine Einwilligung zu Deinem Verderben geben. Der starke Halt, den Du bei ihm hast, liegt in Deinem Einfluß auf den Infanten — ein Einfluß, der, wie er weiß, geübt wird im Interesse seiner ängstlichen und eifersüchtigen

Politik; ist dieser Einfluß dahin, so vermögen weder ich noch Aliaga mehr, Dich gehörig zu schützen. Genug! Verschließe Uzeda jeden Zugang zu Philipps Herz!"

Calderon verbeugte sich schweigend und der Herzog eilte in das königliche Gemach.

„Welch ein Thor war ich, daß ich glaubte, ich könnte noch auf mein Gewissen hören!" murmelte Calderon mit höhnisch vorgezogener Lippe; aber, Uzeda, ich will noch Deine Plane vereiteln!"

Am nächsten Morgen fand sich der Marquis von Siete Iglesias beim Lever des Prinzen von Spanien ein.

Um den Günstling, dessen stolzer Wuchs über alle Anderen emporragte, schaarten sich die unterthänigen Granden herum. Das hochmüthige Lächeln war noch auf seiner Lippe, als die Thüre sich öffnete und der Prinz eintrat. Die Versammelten wichen plötzlich auseinander und ließen Calderon unmittelbar dem Infanten gegenüber allein stehen; dieser, nachdem er ihn einen Augenblick finster betrachtet, kehrte sich mit auffallender Unhöflichkeit von dem ihm tiefe Ehrfurcht bezeigenden Günstling weg und knüpfte eine leise, lächelnde Unterredung mit Gonsalez de Leon, einem von Calderons offenen Feinden an.

Die Versammelten wechselten Blicke der Ueberraschung und Freude; und alle die Edeln, die zuvor so mit Höflichkeit um den Minister gebuhlt hatten, wichen ihm vorsichtig aus.

Seine Kränkung hatte nur erst angefangen. Gleich darauf erschien Uzeda, bisher fast nie in diesen Gemächern sichtbar; der Prinz eilte auf ihn zu, und in wenigen Minuten sah man den Herzog ihm in sein Privatgemach folgen. Die Sonne von Calderons Gunst schien untergegangen. So dachten die Höflinge, aber nicht so der hochmüthige Günstling. Auf seiner Lippe war sogar ein Lächeln des Triumphs sichtbar — eine sanguinische Röthe auf seiner blassen Wange, als er gleichgültig sich von dem Gewühl wegwandte, in seinen Wagen stieg und sich wieder nach Haus begab.

Kaum war er wieder in sein Kabinet getreten, als ihm Fonseca angemeldet wurde, der getreu der Verabredung, sich einfand.

„Was für Zeitungen, mein bester Freund?“ rief der Soldat aus.

Calderon schüttelte kummervoll den Kopf.

„Mein lieber Zögling,“ sagte er im Tone glücklich erheuchelter Theilnahme, „für Dich ist keine Hoffnung. Vergiß diesen eiteln Traum — begib Dich zum Heer zurück. Ich kann Dir Beförderung, Rang, Ehrenstellen versprechen; aber die Hand von Beatriz Coello liegt außer meiner Macht.“

„Wie?“ sagte Fonseca erblassend und auf einen Stuhl sinkend. „Wie kommt dies? Woher dieser plötzliche Wechsel? hat die Königin —?“

„Ich habe Ihre Majestät nicht gesehen; aber der König ist hinsichtlich dieses Punkts fest entschlossen; ebenso auch die Inquisition. Die Kirche führt Klage wegen neuerlicher, zahlreicher Fälle von unheiliger und unpolitischer Schwächung ihrer gefürchteten Gewalt. Der Hof wagt nicht, sich darein zu mischen. Der Novize selbst muß die Wahl anheimgestellt bleiben.“

„Und ist keine Hoffnung?“

„Keine. Kehre zu dem aufregenden Leben Deiner tapfern Laufbahn zurück.“

„Nie!“ rief Fonseca mit großer Heftigkeit. „Wenn ich zum Lohn für alle meine Dienste, mein oft gewagtes Leben, mein verspritztes Blut, nicht einmal eine mir so leicht zu gewährende Gunst erlange, so entsage ich einem Dienst, in welchem selbst der Ruhm seinen Zauber für mich verloren hat. Und hört es wohl, Calderon. Ich sage Euch, daß ich dieser Bewerbung nicht entsagen will. Ein so schönes, so unschuldiges Opfer soll nicht zu diesem lebenden Grabe verdammt werden. Durch die Mauern des Nonnenklosters, durch die Spione der Inquisition wird die Liebe ihren Weg finden; und in einem fernen Land will ich noch Glück und Ehre vereinbaren. Ich fürchte die

Verbannung nicht; ich fürchte keine Widerwärtigkeit; ich fürchte selbst die Armuth nicht mehr. Alle Länder, in denen der Klang der Trompete nicht unbekannt ist, bieten dem Soldaten eine Laufbahn, der vom Himmel kein anderes Gut begehrt, als seine Geliebte und sein Schwert."

„So wollt Ihr also suchen, Beatriz zu entführen?" sagte Calderon ruhig und nachdenklich. „Ja — es mag das Beste seyn, was Ihr thun könnt, wenn Ihr die gehörigen Vorsichtsmaßregeln trefft. Aber, könnt Ihr sie zu sehen bekommen, könnt Ihr Verabredungen mit ihr treffen?"

„Ich denke wohl. Ich hoffe schon den Weg zu einer Besprechung gebahnt zu haben. Gestern, nachdem ich Dich verlassen, suchte ich das Kloster auf; und da die Kapelle eine der öffentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt ist, nahm ich die Neugierde zum Vorwand. Zum Glück erkannte ich in dem Pförtner des Convents einen alten Diener meines Vaters; er hatte mich von Kind an gekannt — er hat keine Freude an seinem Beruf — er will einwilligen, uns auf unserer Flucht zu begleiten, unser Geschick zu theilen; er hat mir versprochen, einen Brief von mir an Beatriz zu bestellen, und mir ihre Antwort zu überbringen."

„Die Sterne lächeln Dir, Don Martin. Wenn Du mehr erfahren hast, frage mich wieder um Rath. Jetzt sehe ich Mittel und Wege, Dir beizustehen."

Sechstes Kapitel.

Gewebe über Gewebe.

Am nächsten Tage sah man, zum großen Verdruß der Höflinge, Calderon und den Infanten von Spanien wieder bei einander öffentlich, auf der Parade, und der Sekretär war einer der wenigen Begünstigten, welche den Prinzen ins Theater begleiteten. Seine Gunst

war größer, seine Macht glänzender, als man es je früher gesehen hatte. Da kein Grund des Bruchs und der Wiederaussöhnung ruchbar wurde, schoben es die Einen auf eine Laune, Andere sahen darin den tückischen Plan des verschmitzten Calderon zur Demüthigung Uzeda's, auf den, wie es schien, man nur darum ein Lächeln der aufgehenden Sonne hatte fallen lassen, damit man ihn mit um so größerem Aufsehen wieder in den Schatten drängen konnte.

Mittlerweile gelang dem Fonseca Alles beinah über Erwarten und Hoffen. Jung, glühend, sanguinisch war die arme Novize von ihrer ruhigen Behausung und der Behaglichkeit ihrer freien Gedanken geflohen, in die erkältende Einsamkeit des Klosters — nicht ahnend die Größe dieses Wechsels. Mit einem Herzen, das von den warmen Empfindungen der Liebe und der Jugend überströmte, erschrack und entsetzte sie sich über die geisterhaften Gestalten, welche sie umschwebten; über die eisigen Formen, das starre Ceremoniell dieses Lebens, das nur eine Nachahmung des Todes ist. Daß sie gegen einen königlichen und höchst gefährlichen, weil rücksichtslosen, Anbeter ihre Treue gegen den abwesenden Fonseca behauptet hatte, war ihr einziger Trost.

Noch ein weiterer Umstand außer dem Verlust ihrer Beschützerin und der Trennung von Don Martin hatte dazu beigetragen, sie trübe zu stimmen und ins Kloster zu führen. An dem Sterbebette der alten Frau, die an ihr Mutterstelle vertreten, hatte sie ein Geheimniß erfahren, das man ihrer zarten Jugend bisher verhehlt hatte. Dunkel und unheilvoll waren die Einflüsse des Sterns, der über ihrer Geburt gewaltet; düster das Erbe der Erinnerungen, welche an ihrer Abstammung hafteten. Ein Brief, der jetzt ihr Geheimniß und ihr Schatz wurde — ein Brief von der Hand ihrer Mutter — entlockte ihr bitterere und tiefere Thränen, als sie je um ihrer selbst willen geweint hatte. In diesem Brief las sie die Stärke und die Treue, den Kummer und das schmerzliche Schicksal weiblicher Liebe; und eine düstere Ahnung sagte ihr, daß der Schatten des Geschicks ihrer Mut-

ter auch auf das ihres Kindes gefallen sey. Diese Gefühle hatten ihr das Kloster willkommen gemacht; bis sie die trostlose Einsamkeit dieser Zufluchtsstätte erprobte und erkannte. Als aber durch die Vermittlung des Pförtners Fonseca's Brief an sie gelangte, da wichen alle anderen Gefühle dem Ausbruch natürlicher und leidenschaftlicher Gemüthsbewegung. Der Entfernte war zurückgekehrt, warb wieder um sie, war noch treu. Das furchtbare Gelübde war noch nicht gesprochen — sie konnte noch die seinige werden. Sie antwortete, sie schalt ihn; sie sprach von Zweifel, von Gefahr, von Besorgniß für ihn; von magdlicher Schaam; aber ihre Zärtlichkeit färbte jedes Wort und der Brief war voll Hoffnung. Der Briefwechsel dauerte fort; die kräftigen und feurigen Vorstellungen Fonseca's, die reine und glühende Neigung der Novize führten immer rascher und sicherer dem unvermeidlichen Endergebniß entgegen. Beatrix gab den Bitten ihres Geliebten nach; sie willigte in den Plan der Entführung und Flucht, den er vorschlug.

Spät Abends suchte Fonseca Calderon auf. Der Marquis war im Garten seines prächtigen Hauses.

Das Mondlicht übergoß viele Reihen Orangen- und Granatbäume — manche weiße und reich gearbeitete Vasen auf dem marmornen Fußgestell — manchen Springquell, der seine leise Musik durch die athemlose Luft verbreitete. Auf einer Terrasse, welche die stattliche Aussicht auf die Thürme und Paläste von Madrid beherrschte, stand Calderon allein; neben ihm warf eine einzelne riesenhafte Aloe ihren tiefen, düstern Schatten; und seine unbewegliche Stellung, seine gefalteten Arme, sein halb zu dem sternbesä'ten Himmel emporgerichtetes Antlitz — dies Alles verrieth den Ernst und die Innigkeit seiner Empfindungen.

„Warum kommt dieser Schauer über mich?" sagte er halb laut. „So war es auch in jener unglücklichen Stunde, welche der Erkenntniß meiner Schmach vorherging — der That einer schwarzen Rache — dem Umschwung meines ereignißreichen, wunderbaren Lebens!

Ach! wie glücklich war ich einst! ein zufriedener und ruhiger Mann der Wissenschaften! voll Glauben an die Augen, die mir waren, was die Sterne dem Astrologen. Aber das goldene Alter verwandelte sich in ein ehernes. Und jetzt," setzte Calderon mit Hohnlächeln gegen sich selbst hinzu, „kommt das Zeitalter, das die Poeten noch nicht verzeichnet haben; denn Tücke, Heuchelei und Laster sind den Poeten fern!"

Fonseca's rascher Schritt unterbrach des Höflings Träumereien. Er wandte sich um, runzelte die Stirne und seufzte schwer, wie wenn er sich selbst zu einer Anstrengung stählte! aber seine Stirne war wieder glatt, sein Antlitz heiter, ehe Fonseca an seiner Seite stand.

„Wünscht mir Glück, wünscht mir Glück, lieber Calderon! sie hat eingewilligt. Und nun Euern verheißenen Beistand!"

„Könnt Ihr Euch auf die Treue Eures vertrauten Pförtners verlassen?"

„Auf Tod und Leben!"

„Ist ein Hauptschlüssel zu der Hinterthüre der Kapelle gefertigt worden?"

„Seht, hier habe ich ihn."

„Und Beatriz kann es so veranstalten, daß sie sich zur Zeit des Abendgebets im Beichtstuhl versteckt?"

„Es ist kein Zweifel, daß sie dies mit aller Sicherheit thun kann. Die Zahl der Novizen ist so groß, daß man Eine darunter nicht vermißt."

„Dies also wäre Eure Rolle bei dem Unternehmen. Nun zur meinigen. Ihr kennt das einsame Haus in der Vorstadt, an der Landstraße nach Fuencarral, das ich Euch gestern zeigte? Nun, der Eigenthümer ist eine meiner Kreaturen. Dort sollen Pferde in Bereitschaft stehen, Vermummungen sollen Eurer warten. Beatriz muß nothwendig das klösterliche Gewand ablegen; für Euch thätet Ihr gut, gemeine Kleider zu wählen. Laßt die Hidalgo's-Titel fallen, worauf Euer Vater so stolz ist und gebt Euch und die Novize für

einen Notar und seine Frau aus, im Begriffe nach Frankreich zu gehen wegen eines Erbschaftsprozesses. Einer meiner Secretäre soll Euch mit einem Paß versehen. Indeß werde ich morgen der Erste seyn, der offiziell von der Flucht der Novize hört; und ich will die Verfolger schon auf eine falsche Spur bringen. Habe ich nicht Alles ganz trefflich eingeleitet, mein Fonseca?"

„Ihr seyd unser Schutzengel!" rief Don Martin feurig. „Die Gebete von Beatriz für Euch werden droben zu Buche gebracht werden — Gebete, welche den Thron des Ewigen so leicht erreichen werden von den offenen Thälern Frankreichs aus, als von den düstern Klöstern Madrids. Morgen um Mitternacht suchen wir das uns von Euch bezeichnete Haus."

„Ja, um Mitternacht soll Alles bereit seyn."

Mit leichtem Schritt und jauchzendem Herzen entfernte sich Fonseca aus Calderons Palast. Von Natur sanguinisch und vertrauensvoll schwebten ihm jetzt Träume von Hoffnung und Wonne vor dem Auge; und die Zukunft erschien ihm als ein Land, das nur den zwei Gottheiten: Ruhm und Liebe, angehöre.

Er hatte etwa die Mitte der Straße erreicht, in welcher Calderons Wohnung lag, als sechs Männer, die ihn einige Augenblicke in kleiner Entfernung beobachtet, sich ihm näherten.

„Ich glaube," sagte der Eine, welcher das Haupt der Bande schien, „ich habe die Ehre mit Señor Don Martin Fonseca zu sprechen?"

„Das ist mein Name."

„Im Namen des Königs, wir verhaften Euch. Folgt uns."

„Verhaften! weßwegen? was ist mein Vergehen?"

„Es ist in diesem Verhaftbefehl bezeichnet, unterschrieben von Sr. Eminenz, dem Kardinal-Herzog von Lerma. Ihr seyd beschuldigt des Verbrechens der Desertion."

„Du lügst, Schurke. Ich hatte freie Erlaubniß des Generals, das Lager zu verlassen."

„Wir haben Alles gesagt — folgt uns.“

Fonseca, von Natur schon höchst ungestümer und leidenschaftlicher Gemüthsart, war in diesem Augenblick nicht in der Fassung, um alle Folgen der Widersetzlichkeit kalt zu überlegen. Verhaftung — Einkerkerung — am Vorabende des Tags, der ihn als den Befreier von Beatriz sehen sollte, Das enthielt für ihn ein so verzweiflungsvolles Urtheil, daß alle andere Ueberlegungen davor verschwanden. Er biß die Zähne fest übereinander, zog sein Schwert, stieß den Alguazil beiseite, der ihm den Weg zu vertreten suchte, und schritt grimmig vorwärts, die eine geballte Hand trotzig schüttelnd, und in der andern die gute Toledoklinge schwingend, die oft in den ersten Reihen der Schlacht erglänzt hatte, unter dem Kriegsgeschrei: St. Jago und Spanien!

Die Alguazils umringten den Soldaten, und schon hörte man das Klirren der Schwerter; als plötzlich hochgetragene Fackeln ihren Schimmer über die im Mondschein ruhende Straße warfen, und zwei hastige Läufer ausriefen: „Macht Platz für den sehr edeln Marquis von Siete Iglesias.“ — Bei diesem Namen ließ Fonseca die Spitze seiner Waffe sinken; die Alguazils zogen sich zurück; und die schlanke Gestalt und das blasse Antlitz Calderons zeigte sich unter der Gruppe.

„Was soll dieser Hader auf offener Straße zu dieser späten Stunde?“ fragte der Minister finster.

„Calderon!“ rief Fonseca; „das ist wahrlich ein Glück. Diese Hunde haben sich erfrecht, Hand anzulegen an einen Soldaten Spaniens und ihrer Schurkerei fälschlich den Namen seines eigenen Vetters, des Herzogs von Lerma, unterzulegen.“

„Eure Beschuldigung gegen diesen Herrn?“ fragte Calderon ruhig, indem er sich gegen den Anführer der Alguazils wandte, welcher den Verhaftsbefehl in des Secretärs Hand gab, Calderon las ihn mit Bedacht, und lüftete seinen Hut, als er ihn dem Alguazil zurückstellte; dann zog er Fonseca bei Seite.

„Seyd Ihr toll?“ fragte er flüsternd. „Meint Ihr dem Gesetz Widerstand leisten zu können? Wäre ich nicht so zu rechter Zeit dazu gekommen, Ihr hättet eine leichte Beschuldigung zu einem Kapitalverbrechen verwandelt. Geht mit diesen Männern; fürchtet nichts; ich will den Herzog aufsuchen und Eure unverzügliche Freilassung bewirken. Morgen will ich Euch besuchen und heim begleiten.“

Fonseca, noch halb außer sich vor Wuth, wollte antworten, aber Calderon legte bedeutungsvoll den Finger an den Mund und wandte sich zu den Alguazils:

„Es ist hier ein Mißverständniß; es wird morgen ins Reine gebracht werden. Behandelt diesen Kavalier mit aller Achtung und Ehrerbietung, die seiner Geburt und seinen Verdiensten gebühren. Geht, Don Martin, geht,“ setzte er in leiserem Ton hinzu; „geht, wenn Ihr nicht Beatriz für immer verlieren wollt. Nichts als Gehorsam kann Euch vor der Einkerkerung auf halbe Lebenszeit retten!“

Erschüttert und gelähmt durch diese Drohung steckte Fonseca in düsterem Schweigen sein Schwert in die Scheide und folgte finster den Alguazils. Calderon sah sie mit nachdenklicher und zerstreuter Miene weggehen; dann fuhr er aus seiner Träumerei auf, befahl seinen Fackelträgern weiter zu gehen, und setzte seinen Weg fort zu dem Prinzen von Spanien.

Siebentes Kapitel.

Das offene Gesicht, die verborgnen Gedanken.

Am folgenden Tag, Vormittags, besuchte Calderon Fonseca in seiner Haft. Der junge Mann saß an einem Fenster, das die Aussicht auf einen großen öden Hofraum, mit einem vernachlässigten und zerbrochenen Brunnen in der Mitte, hatte, und er stützte seine Wange auf die Hand. Sein langes Haar flatterte aufgelöst um ihn, seine Kleidung war unordentlich, und ein düstrer Groll verfinsterte eine

von Natur offene und aufgeweckte Gesichtsbildung. Er sprang auf, als Calderon sich ihm näherte.

„Meine Freilassung — Ihr bringt meine Freilassung — laßt uns fort!“

„Mein theurer Zögling faßt Euch, seyd ruhig. Ich habe den Herzog gesprochen; die Ursache Eurer Verhaftung ist, was ich vermuthete. Einige unvorsichtige Worte, erlauscht vielleicht nur von Eurem Kammerdiener, entschlüpften Euch — Worte, die Euren Vorsatz aussprachen, Beatriz nicht aufzugeben. Ihr kennt Euern Verwandten, einen Mann voll Zweifel und Furcht, voll Formen, Ceremonien und Bedenklichkeiten. Gerade aus Liebe für seine Verwandtschaft und für Euch hat er Eure Verhaftung eingeleitet; alle meine Gegenvorstellungen sind fruchtlos gewesen. Ich fürchte, Eure Einkerkerung dauert so lange, bis entweder Ihr ein feierliches Versprechen ablegt, allen Versuchen, Beatriz von dem förmlichen Gelübde abzureden, für immer zu entsagen, oder bis sie es ausgesprochen hat.“

Fonseca, wie vom Donner gerührt, starrte Calderon einen Augenblick an, und brach dann in ein wildes Gelächter aus. Calderon fuhr fort —

„Dennoch verzweifelt nicht. Seyd geduldig; ich bin immer um die Person des Herzogs; ja, ich habe in Eurer Sache den Muth, mich sogar an den König selbst zu wenden.“

„Und heute Nacht erwartet sie mich — heute Nacht sollte sie frei werden!“

„Wir können ihr die Nachricht Eures Unfalls zustellen; der Pförtner wird Euch den Gefallen thun.“

„Fort, falscher Freund, oder ohnmächtiger Beschützer, der Ihr seyd! Habt Ihr dazu Eure Versprechungen von Hülfe gegeben? Aber ich frage nichts darnach; meine Sache, das Unrecht, das ich erlitten, soll dem König vorgelegt werden; ich will ins Klare kommen und erforschen, ob Philipp III. so die Vertheidiger seiner Krone

behandelt? Don Rodrigo Calderon, wollt Ihr meine Schrift in die Hände Eures königlichen Herrn abliefern? Thut dieß, und ich will Euch dankbar seyn."

„Nein, Fonseca, ich will Euch nicht ins Verderben stürzen; der König würde Eure Beschwerdeschrift dem Herzog von Lerma übergeben. Pah! das ist nicht der Weg, wie gescheute Männer dem Mißgeschick entgegentreten müssen. Meint Ihr, ich wäre, was ich jetzt bin, wenn ich bei jeder Widerwärtigkeit getobt hätte, statt kalt zu überlegen? Setzt Euch und laßt uns bedenken, was geschehen kann."

„Nichts, wenn nicht bis Sonnenuntergang die Gefängnißthüre sich öffnet."

„Halt, ein Gedanke durchzückt mich. Der Endpunkt Eurer Haft tritt ein, sobald Ihr die Hoffnung aufgeht, Beatriz zu besitzen. Wie, wenn man den Herzog glauben machen könnte, Beatriz habe Euch aufgegeben? Zum Beispiel, wenn sie aus dem Kloster flöhe, wie Ihr den Plan dazu hattet, und wir den Herzog bereden könnten, sie sey mit einem Andern entflohen?"

„Ha, schweigt!"

„Nein, welche Vortheile bei diesem Plan — welche Sicherheit! Wenn sie allein, oder vorgeblich mit einem Andern entflieht, wird der Herzog kein Interesse zur Verfolgung, zur Strafe haben. Sie ist nicht von solcher Geburt, daß der Staat sich die Mühe nehmen sollte, sich sehr thätig darein zu mischen; sie kann ungekränkt Frankreich erreichen; ja, tausendmal sicherer, als wenn sie mit Euch, einem Hidalgo und Mann von Stand, flöhe, welchen der Staat ein Interesse hätte, zurückzufordern, und welchem die Inquisition, den Adel hassend, das Verbrechen der Verletzung des Heiligthums aufbürden würde. Es ist ein trefflicher Gedanke! Eure Einkerkerung kann Euer Beider Rettung seyn; Euer Plan kann noch besser gelingen, ohne Eure persönliche Theilnahme; und nach wenigen Tagen wird der Herzog, im Glauben, daß nothwendig Erbitterung an die Stelle Eu-

rer Liebe treten müsse, Eure Freilassung befehlen; Ihr könnt Beatriz an der Grenze treffen und mit ihr nach Frankreich fliehen."

„Aber," sagte Fonseca, überrascht, aber nicht überzeugt durch den Rath Calderons, „Wer soll meine Stelle bei Beatriz vertreten? Wer in den Garten eindringen? Wer sie aus dem Convent wegtragen?"

„Das will ich Euch zu Liebe thun. Vielleicht," setzte Calderon lächelnd hinzu, „kann ein Höfling eine solche Intrike selbst mit mehr Gewandtheit durchführen, als ein Soldat. Ich will sie in das Haus tragen, von dem wir sprachen; dort kann sie, weiß ich, in Sicherheit bleiben, bis die schläfrigen Nachforschungen von Beamten, die kein Interesse an der Sache haben, aufhören, und von dort kann ich leicht Mittel finden, sie unter sicherem und ehrenhaftem Geleite an jeden beliebigen Ort zu bringen, den Ihr mir nur angeben dürft."

„Und meint Ihr, Beatriz werde mit Euch, einem Unbekannten, fliehen wollen? Unmöglich! Euer Plan gefällt mir nicht."

„Er gefällt auch mir nicht," sagte Calderon kalt; „die Gefahren, denen ich mich auszusetzen mich erbot, sind zu drohend, als daß man eine Freude daran haben könnte: ich danke Euch, daß Ihr mich meines Anerbietens entlaßt; auch hätte ich es gar nicht gemacht, Fonseca, ohne die Eine Besorgniß: was wird es seyn, wenn morgen der Herzog selbst (bedenkt, er ist ein Mann der Kirche!) die Novize sieht? wenn er sie mit Drohungen gegen Euch ängstigt? wenn er die Aebtissin und die Kirche veranlaßt, das Noviziat abzukürzen? Wenn Beatriz durch Zwang oder Furcht gedrängt wird, den Schleier zu nehmen? wenn Ihr auch gleich nächsten Morgen frei gelassen werdet und sie für Euch verloren findet?"

„Sie können — sie dürfen das nicht!"

„Der Herzog kann und erlaubt sich Alles, wo es den Ehrgeiz gilt; Eure Vermählung mit Beatriz würde er für eine seinem Haus angethane Schmach halten. Glaubt nicht, meine Warnungen seyen grundlos — ich spreche als ein gut Unterrichteter; dieß ist die Ver-

fahrungsweise, zu welcher der Herzog von Lerma entschlossen ist. Nichts sonst könnte mich bewogen haben zu dem Anerbieten, Euretwillen allen Gefahren einer Verletzung der Gesetze und den drohenden Schrecknissen der Inquisition zu trotzen. Aber laßt uns über einen andern Plan nachdenken. Ist Eure Entweichung möglich? Ich fürchte sehr: nein! Nein, Ihr müßt meiner Aussicht vertrauen, den Herzog zu bereden, daß er die Sache nicht weiter verfolge; Ihr müßt vertrauen auf einen gewaltigen Plan, der alle seine Gedanken in Anspruch nimmt; auf eine Anwandlung von guter Laune nach seiner Siesta; oder vielleicht auf einen Anfall der Gicht oder einen Schlagfluß. Das sind am Ende die Bedingungen der Wechselfälle menschlichen Glücks, das sind die Zapfen, um welche das ernste Rad des menschlichen Lebens sich dreht!"

Fonseca antwortete einige Augenblicke nicht; er ging mit hastigen und ungleichen Schritten im Gemach auf und ab, und blieb zuletzt plötzlich stehen.

„Calderon, hier bleibt keine Wahl; ich muß mich Eurem Edelmuth, Eurer Treue, Eurer Freundschaft übergeben; ich will an Beatriz schreiben; ich will ihr sagen, sie solle um meinetwillen Euch vertrauen."

Wie er so sprach, wandte sich Don Martin gegen den Tisch und schrieb ein hastiges und leidenschaftliches Billet, worin er die Novize dringend bat, sich den Anweisungen Don Rodrigo Calderons, seines besten, seines einzigen Freundes, anzuvertrauen; und wie er diesen Brief in die Hände des Höflings gab, wandte er sich ab, um seine Bewegung zu verhehlen. Calderon selbst war tief ergriffen; seine Wange flammte und seine Hand schien zu zittern, als sie den Brief nahm.

„Bedenkt," sagte Fonseca, „daß ich Euch das Leben meines Lebens anvertraue. Wie Ihr gegen mich treu seyd, so möge der Himmel Euch barmherzig seyn!"

Calderon antwortete nicht, sondern wandte sich gegen die Thüre.

„Halt," sagte Fonseca; „ich hatte dieß vergessen — hier ist der Hauptschlüssel."

„Wahr; wie einfältig ich war. Und der Pförtner — wird er Deinem Stellvertreter Folge leisten?"

„Zweifelt nicht daran; redet ihn an mit dem Wort: „Grenada" — aber er zählt darauf, ein Genosse der Flucht zu seyn."

„Das läßt sich machen. Morgen sollt Ihr vom Gelingen meines Unternehmens hören. Lebt wohl!"

Achtes Kapitel.

Die Flucht.

Es schlug Mitternacht in der Kapelle des Klosters.

Das Mondlicht schien mit ausnehmender Helle durch die großen Fenster und übergoß mit einem geisterhaften Schein von Leben die Marmorbilder der Heiligen und Märtyrer, welche ihre langen Schatten über den geheiligten Boden warfen. Nicht leicht konnte man sich etwas Traurigeres, Feierlicheres und Grabähnlicheres denken, als diesen heiligen Raum — seine gedehnten, von der Zeit geheiligten Mauern — die undurchdringliche Masse von Finsterniß, welche in den Vertiefungen gelagert war, in welche das Mondlicht nicht dringen konnte, die alten, massiven Gräber, über welchen das gemeißelte Abbild irgend einer abgeschiedenen Patronin oder Aebtissin lehnte, welche ein lebendiges Grab mit den Behausungen der Seligen vertauscht hatte. Aber hier — o wunderbares Menschenherz — selbst hier, an diesem Platz, der in der That eine Predigt und Warnung war gegen menschliche Neigungen und sterbliche Hoffnungen — selbst hier konntest du pochen in einer so heftigen, glänzenden und reinen Leidenschaft, als je eine die Brust schwellte oder in den Augen der Schönheit leuchtete in der freien Luft, welche die Guadiana kräuselt, oder unter den in der Dämmerung aufgeführten Tänzen kastilianischer Jungfrauen!

Eine schlanke Figur, vom Kopf bis zum Fuß in einen Mantel gehüllt, schritt langsam die Kirche entlang. Aber so leicht und vorsichtig der Schritt war, doch weckte er ein leises, hohles, ominöses Echo, das mehr als der Schritt selbst die Heiligkeit des Ortes zu stören schien. Sie blieb stehen gegenüber einem Beichtstuhl, der in den ihn umgebenden Schatten nur in dämmernden Umrissen sichtbar war. Und dann tauchte daraus schüchtern eine weibliche Gestalt hervor; und eine sanfte Stimme flüsterte —: „bist Du es, Fonseca?“

„Bscht!“ war die Antwort, „er wartet draußen. Beeilt Euch; sprecht nicht; kommt.“

Beatriz wich in Ueberraschung und Angst bei der Stimme eines Unbekannten zurück; aber der Mann faßte sie bei der Hand, zog sie hastig aus der Kapelle und eilte mit ihr durch den Garten, durch eine Hinterthüre, welche offen stand, in eine dunkle Straße, welche an die Klostermauern stieß. Hier stand der harrende Pförtner mit einem Bündel in der Hand, das er öffnete und einen langen Mantel herausnahm, wie ihn die Frauen mittlern Standes in Madrid zur Winterszeit trugen, nebst der landesüblichen Mantilla oder Schleier. Hiemit hüllte, noch immer ohne zu sprechen, der Unbekannte hastig die Gestalt der Novize ein, und eilte wieder mit ihr weiter, bis er, etwa hundert Schritte vor dem Gartenthor, an einen Wagen kam, in welchen er Beatriz hob, dem Pförtner einige Worte zuflüsterte, sich selbst neben die Novize setzte und den Wagen rasch zufahren hieß.

Es währte einige Augenblicke, bis Beatriz sich wieder von ihrer ersten Bestürzung und Unruhe so weit erholte, daß sie die ganze Seltsamkeit ihrer Lage deutlich empfand. Sie war allein mit einem Fremden — wo blieb Fonseca? Sie wandte sich plötzlich zu ihrem Gesellschafter.

„Wer bist Du?“ sagte sie; „wohin führst Du mich — und warum — —“

„Warum nicht Don Martin neben Dir sitze? Verzeih mir,

Señora; ich habe einen Brief von Fonseca für Dich; in wenigen Minuten wirst Du Alles erfahren."

Jetzt gerieth eben der Wagen plötzlich mitten unter einen Zug von Läufern und Equipagen hinein, welcher den Weg sperrte. Es war eine glänzende Gesellschaft bei dem französischen Gesandten, und dahin strömte Alles, was in Madrid vornehm und ritterlich war. Calderon ließ die Blenden herunter und schärfte Beatrizen hastig Stillschweigen ein. Es dauerte einige Minuten, bis der Fuhrmann sich wieder aus dem Gewühl herausarbeitete; und dann trieb er, wie um den Verzug hereinzubringen, die Pferde zur raschesten Eile und wählte sorgfältig die obskursten und einsamsten Straßen. Endlich erreichte das Fuhrwerk die Vorstädte, welche noch heutiges Tages der von Madrid nach Frankreich Reisende auf seinem Wege durchschneidet. Die Pferde hielten vor einem einzelnen Hause, welches ein wenig von der Straße abseits stand und das, nach dem Styl seiner Architektur, von beträchtlichem Alter zu seyn schien. Der Unbekannte stieg aus und pochte zweimal an die Thüre; sie wurde geöffnet von einem alten Mann, dessen unmäßig scharfe Züge, gebückte Haltung und langer Bart ihn als einen Genossen des Volkes Israel bezeichneten. Nach einem kurzen, flüsternd geführten Gespräch, kehrte der Unbekannte wieder zu Beatriz zurück, half ihr mit ernstem Anstand aus dem Wagen steigen, führte sie über die Schwelle und eine Flucht roher Treppen, dämmernd beleuchtet, hinauf, und trat mit ihr in ein reich eingerichtetes Zimmer. Die Wände waren mit Stoffen von prächtiger Färbung und kunstvoller Zeichnung behangen. Fußgestelle vom weißesten Marmor, in allen Ecken des Zimmers stehend, unterstützten silberne Candelaber. Die Sopha's und Pfühle waren von der schweren aber kostbaren Art, welche damals in den Palästen Frankreichs und Spaniens Mode war, und deren ursprüngliche Erfinderin wahrscheinlich Venedig war — das eigentliche Vorbild der barbarischen Dekorationen, womit Louis XIV. den Geschmack

von Paris verderbte. In einem Alkove, unter einem seidenen Baldachin, war ein Tisch bereitet, beladen mit Weinen, Früchten und Fleisch; und durchaus stand die Eleganz und der Luxus, welche dieß Gemach auszeichneten, in auffallendem und lebhaftem Kontrast mit dem halb verfallenen Aeußern der Wohnung, dem finstern und rohen Eingang in das Gemach, und dem gemeinen und knechtischen Aussehen des Juden, der, als wartete er auf weitere Befehle, an der Thüre stand oder vielmehr kauerte. Mit einem Schütteln der Hand entließ der Unbekannte den Juden; und dann sich Beatriz nähernd, reichte er ihr Fonseca's Brief.

Während mit einer bezaubernden Mischung von Sittsamkeit und Begierde sich Beatriz, mit halb abgewandtem Gesicht, über die wohlbekannten Züge beugte, betrachtete Calderon sie mit forschendem und neugierigem Blicke.

Der Höfling war in diesem Falle nicht völlig der Schurke, wofür ihn der Leser nach dem äußern Anschein mag genommen haben. Sein Plan war der: er hatte beschlossen, sich den Wünschen des Prinzen zu fügen — seine Sicherheit hing von dieser Nachgiebigkeit ab. Aber Fonseca sollte nicht rücksichtslos geopfert werden. Bei seiner tiefen Menschenverachtung und seiner festen Ueberzeugung von ihrem natürlichen Hang zu Verrath und Trug, konnte Calderon nicht glauben, daß die Schauspielerin der Engel des Lichts und der Reinheit sey, als der sie dem verliebten Fonseca erschien. Er hatte beschlossen, sie der Probe der Bewerbung des Prinzen zu unterwerfen. Wenn sie unterlag — sollte er seinen Freund nicht davor bewahren, der Narr einer schlauen Intrigantin zu werden? — mußte er nicht den Dank Don Martins verdienen gerade für die Versuchung, welcher Beatriz jetzt sollte ausgesetzt werden? Wenn er Fonseca von ihrer Falschheit überzeugen konnte, so mußte er gerechtfertigt vor seinem Freund stehen, während er sich die Gunst des Prinzen rettete. Wenn aber im Gegentheil Beatriz fleckenlos die Probe bestand; wenn der Prinz, erbittert über ihre hartnäckige Tugend, drohen sollte, von

der werbenden Huldigung zur Gewaltthat überzugehen, dann wußte Calderon wohl, daß nicht bei der ersten oder zweiten Unterredung schon eine wirkliche Gefahr für die Novize zu besorgen war; und daß er Muße haben würde, ihre Entweichung durch Mittel zu begünstigen, welche den Prinzen vollständig über seine Mithülfe zu ihrer Flucht täuschen müßten. Dieß war das Abkommen, das Calderon zwischen seinem Gewissen und seinem Ehrgeiz getroffen. Aber während er die Novize anstarrte, drängten, obgleich ihr Antlitz von ihm abgewendet und halb von der Kopfbedeckung, welche sie aufgesetzt, verschleiert war, seltsame Gefühle, beunruhigend und Unheil weissagend, wie jene Erinnerungen an die Vergangenheit, welche zuweilen in der Gestalt von Prophezeiungen der Zukunft kommen, verworren und dämmernd auf sein Herz herein. Die unbewußte, außerordentliche Anmuth ihrer Gestalt, ihre rührende Jugend, das über sie ausgegossene Wesen der Unschuld, ein Etwas in der Zartheit ihrer schönen aber feenhaften Verhältnisse, was den Schutz des Mannes für die Hülflose in Anspruch nahm, schien ihm seine Verrätherei vorzuwerfen, und was noch von Mitleid und menschlicher Sanftmuth in ihm war, in seinem Herzen zu wecken.

Die Novize hatte den Brief gelesen; und wie sie sich in der Hast der Ueberraschung und Unruhe gegen Calderon, Aufklärung heischend, umwandte, sah sie zum ersten Mal seine Züge und sein Aeußeres; denn er hatte jetzt seinen Mantel und den breiten spanischen Hut mit den schweren Federn abgelegt. So begegneten sich ihre Augen, und wie dieß geschah, da fuhr Beatriz von ihrem Sitz auf und stieß einen gellenden Schrei aus:

„Und Dein Name ist Calderon — Don Rodrigo Calderon! ist es möglich! Hattest Du nie einen andern Namen?“ rief sie aus; und unter diesen Worten näherte sie sich ihm langsam und schüchtern.

„Dame, Calderon ist mein Name,“ versetzte der Marquis mit schwankender Stimme. „Der Deinige aber — der Deinige — ist er wirklich Beatriz Coello?“

Beatrix antwortete nicht, sondern trat ihm immer näher, bis ihr Athem seine Wange berührte; dann legte sie ihre Hand auf seinen Arm, und schaute ihm ins Angesicht mit so ernstem, innigem und stetigem Blick, daß Calderon, wäre nicht ein seltsamer und schrecklicher Gedanke — halb Staunen, halb Verdacht — gewesen, der allmälig seine Seele beschlichen hatte, und sich jetzt ihrer ganz bemächtigte, hätte können zweifelhaft werden, ob die Vernunft der armen Novize ganz in der Ordnung sey?

Nach und nach wandte Beatrix ihr Auge ab und ihr Auge fiel auf einen großen Spiegel ihr gegenüber, welcher das Antlitz Calderons und das ihrige in vollem Licht zurückwarf. Jetzt — wo ihre natürliche Blüthe einer Blässe gewichen hatte, nicht viel weniger statuenartig als die, welche Calderons Antlitz selbst auszeichnete, wo das holde Spiel und die Beweglichkeit der Züge einer starren, marmorhaften Ruhe des Ausdrucks Platz gemacht hatte — jetzt trat eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Personen sichtbar und erschreckend hervor. Diese Aehnlichkeit fiel gleicherweise und im selben Augenblick Beatrix und Calderon auf; und Beide, in den Spiegel schauend, stießen einen unwillkürlichen, plötzlichen Ausruf aus.

Mit zitternder, hastiger Hand suchte die Novize in den Falten ihres Kleids und zog eine kleine lederne Tasche, mit silbernen Klammern geschlossen, hervor. Sie berührte die Feder und nahm ein Miniaturbild heraus, auf welches sie einen raschen, wilden Blick warf; dann, ihr Auge zu Calderon emporrichtend, rief sie: — „Es muß so seyn — es ist, es ist mein Vater!“ und fiel ihm bewegungslos zu Füßen.

Calderon bemerkte einige Augenblicke den Zustand der Novize nicht; dieß Zimmer, das beabsichtigte Opfer, die Gegenwart, das Unheil der Zukunft — Alles war ihm aus der Seele gewischt; er war in die Zukunft zurückversetzt von den beiden furchtbaren Geistern: Erinnerung und Gewissen! Seine Kniee schlugen aneinander, sein Gesicht ward gelb, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne; er

murmelte unzusammenhängende Worte und bückte sich dann wieder und nahm das Bild auf. Es war der Kopf eines Mannes in der vollen Tracht eines Studenten von Salamanca und in der ersten Blüthe der Jugend; die edle Stirn heiter und ruhig, mit dem Gepräge der Aufrichtigkeit und des Muths; die glatte Wange, prangend in den Farben der Gesundheit; die Lippen, zu einem Lächeln des Glücks sich öffnend und beredt von Wonne und Hoffnung; es war das Antlitz dieses schlauen, begehrlichen, ehrsüchtigen, gewissenlosen Mannes, als das Leben noch keine Sünden auf ihn gehäuft hatte; es war als wäre der Geist der Jugend zurückgekommen, um die Verbrechen des Mannes zu verklagen! Das Bild entfiel seiner Hand — er stöhnte laut. Dann, die ausgestreckte Gestalt der Novize anstarrend, sagte er: „Arme Unglückselige! kann ich glauben, daß Du wirklich von meinem Stamm und Blut bist; oder vielmehr, täuscht und verspottet mich nicht die Natur, welche Deinem Antlitz diese Züge aufprägte? Wenn sie, Deine Mutter, log — warum dann nicht die Natur selbst auch?"

Er hob die Novize in seinen Armen auf und betrachtete lange und mit tiefem Nachsinnen ihre leblosen aber höchst lieblichen Züge. Sie rührte sich nicht — sie schien kaum zu athmen; aber er bildete sich ein, er höre wieder die Stimme, die ihn: Vater! begrüßte. Sein Herz schlug laut, der göttliche Instinkt überwog Alles, er preßte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Stirne, und seine Thränen flossen heftig und warm auf ihre Wange. Aber wieder durchzuckte ihn die dunkle Erinnerung, und er schauderte, legte die Novize hastig auf eine der Pfühle und schrie laut.

Der Jude erschien und erhielt Befehl, Jacinta zu berufen. Ein junges Weib von derselben Religion, von rauhem und unlieblichem Aeußern, trat ein, und ihrer Sorgfalt übergab Calderon mit kurzen Worten die noch bewußtlose Beatriz.

Während Jacinta ihr die Kleider aufschnürte und die Schläfe der Novize rieb, schien Calderon in düsteres Nachsinnen versunken.

Zuletzt schritt er langsam fort, als wollte er das Zimmer verlassen, als er mit dem Fuß gegen das Kästchen des Gemäldes stieß und sein Auge auf ein Papier fiel, das darin gefaltet und versteckt lag. Er nahm es auf, schlug die Vorhänge zurück und eilte in ein kleines, nur von einer einzelnen Lampe erleuchtetes Gemach. Hier las Calderon, allein und ungesehen, folgenden Brief:

„An Rodrigo Nunez.

„Wird dieser Brief Dir je zu Gesicht kommen? Ich weiß nicht; aber es ist mir ein Trost, auf dem Sterbebette an Dich zu schreiben; und wäre nicht der mich gräßlich quälende Gedanke, daß Du mich — deren innigstes Leben Deine Liebe war — für treulos und entehrt hältst, so wäre mir selbst der Tod nur süßer, weil er die Folge Deines Verlustes ist. Ja, eine Stimme in mir sagt mir, daß diese Zeilen nicht umsonst werden geschrieben seyn; daß Du sie einst lesen wirst, wenn diese Hand regungslos und dieß Haupt zur Ruhe ist, und daß Du dann fühlen werdest: ich hätte nicht so an Dich zu schreiben vermocht, wäre ich nicht unschuldig gewesen; daß Du in jedem Wort ein Zeugniß lesen werdest, stark wie die Stimme von Tausenden — ein einfaches aber feierliches Zeugniß der Treue und Wahrheit. Wie! wenn ich Deinetwegen Alles verließ — die Heimath, eines Vaters Liebe, Reichthum, und den Namen, den ich von Mauren geerbt, welche zu ihrer Zeit Monarchen gewesen waren — konntest Du glauben, ich habe nicht meine Liebe zu Dir zum Herzen, zum Leben, zum Mark meines ganzen Wesens gemacht? — und Ein kurzes Jahr habe hingereicht, meine Treue zu erschüttern? — Ein Jahr der Ehe, und zwei Monate der Trennung? Du verließest mich, verließest die trauliche Heimath am silbernen Xenil. Denn die Liebe genügte Dir nicht; der Ehrgeiz begann in Dir rege zu werden und Du nanntest ihn Liebe. Du sagtest: es schmerze Dich, daß ich arm sey; daß Du mir nicht den Reichthum und Ueberfluß wieder verschaffen könnest, die ich verloren. (Ach! warum wandtest Du so ungläubig Dein Ohr weg von meiner Versicherung, daß in Dir, in

Dir allein mein Ehrgeiz und Stolz alle ihre Befriedigung finde?) Du behauptetest, die nichtigen Sterndeuter hätten an Deiner Wiege verkündigt, daß Du zu hohen Ehren und glänzender Macht geboren seyest, und daß diese Prophezeiung von selbst zur Erfüllung reifen würde. Du verließest mich, um in Madrid Deinen Verwandten aufzusuchen, der sich zur Gunst eines Ministers aufgeschwungen hatte, und von dessen Liebe Du Dir die Eröffnung einer Laufbahn für Dich versprachst. Erinnerst Du Dich noch wie wir schieden, wie Du meine Thränen wegküßtest, und wie sie von neuem hervorbrachen — wie Du wieder und immer wieder sagtest: Lebewohl! und immer und immer wieder kamest, als ob wir uns nie trennen könnten! Und ich nahm mein, erst vor wenigen Wochen gebornes Kind, aus seiner Wiege, und legte es in Deine Arme und ließ Dich sehen, wie es schon Dein Lächeln kenne; und waren das die Zeichen der Untreue? Oh wie ich schmachtete nach dem Laut Deines Schrittes, als Du weg warest! wie der ganze Sommer mir verschwunden war von der Landschaft; und wie ich, zu dem Kind zurückkehrend, Dich wieder zu sehen glaubte! Den Tag, nachdem Du weg warest, pochte es an der Thüre des Landhauses; die Wärterin öffnete, und herein trat Dein früherer Nebenbuhler, den mein Vater mir aufzudrängen gesucht hatte, der Reichste unter den Abkömmlingen der Mauren, Arraez Ferrares. Warum lange verweilen bei diesem verhaßten Gegenstand? Er hatte unser Haus aufgespürt, er hatte Deine Entfernung erfahren, er kam, mich mit seinen Liebesversicherungen zu quälen und zu beschimpfen. Bei der gebenedeiten Mutter, welche Du mich anbeten gelehrt hast, bei den Schrecknissen und Qualen des Todes, bei meiner Hoffnung auf den Himmel, ich bin unschuldig, Rodrigo, ich bin unschuldig! Oh! wie konntest Du Dich so täuschen lassen? Er verließ das Haus grollend und wüthend; wieder und wieder suchte er mich auf; und als ihm die Thüre verschlossen ward, lauerte er mir auf jedem Schritt und Tritt auf. Obgleich wir allein und wehrlos waren, Dein Weib und Dein Kind, mit nur Einer Dienerin, fürch-

tete ich ihn doch nicht; aber ich zitterte vor Deiner Rückkehr, denn ich wußte, daß Du ein Spanier, ein Castilianer seyest, und daß unter Deinem ruhigen und sanften Aeußern Stolz, Eifersucht und Rachgier laure. Dein Brief kam an, Dein einziger Brief seit Deiner Abreise, der letzte Brief von Dir, über Dem ich weinen, den ich an mein Herz legen darf. Dein Verwandter war todt und sein Vermögen bereicherte einen nähern Erben. Du standest im Begriff heimzukehren. Der Tag, an welchem ich Deiner Ankunft entgegensehen durfte, näherte sich — er kam. Während der letzten acht Tage hatte ich von Ferrares nichts mehr gesehen und gehört. Ich hoffte, er werde endlich die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen eingesehen haben. Ich ging in das Thal, Dein Kind auf meinem Arm, Dir entgegen; aber Du kamest nicht. Die Sonne ging unter und das Licht Deiner Augen trat nicht an die Stelle des versinkenden Tages. Ich kehrte nach Haus zurück und blieb die ganze Nacht, Deiner harrend, wach; aber umsonst. Am nächsten Morgen ging ich wieder in das Thal, und wieder kehrte ich mit krankem Herzen in meine öde Behausung zurück. Es war jetzt Mittag. Als ich mich der Thüre näherte, ward ich Ferrares' ansichtig. Er drängte sich mit Gewalt ein. Ich sagte ihm von Deiner erwarteten Rückkehr und drohte ihm mit Deiner Rache. Er verließ mich; und geängstigt von tausend unbestimmten Ahnungen setzte ich mich hin und weinte. Die Wärterin, Leonarda, wachte im innern Zimmer an der Wiege unsers Kindes. Ich war allein. Plötzlich öffnete sich die Thüre. Ich hörte Deinen Schritt; ich kannte seine Musik. Ich fuhr auf; Heilige des Himmels, welche Begegnung — welche Rückkehr! Blaß, hohläugig, Hände und Kleider triefend von Blut, Deine Augen funkelnd von wahnsinnigem Feuer, ein fürchterliches Lächeln des Hohns auf der Lippe — so standest Du vor mir. Ich wollte mich an Deine Brust werfen; Du schleudertest mich von Dir; ich fiel auf meine Kniee und die Spitze Deiner Klinge ward auf mein Herz gezückt — das Herz, das so voll war von Dir! „Er ist todt!“ sagtest Du in hohlem

Tone, „er ist todt, Dein Buhle! Nimm jetzt Dein Bett neben ihm!“ Ich weiß nicht, was ich sagte, aber es schien Dich zu rühren; Deine Hand zitterte und die Spitze Deiner Waffe senkte sich. Jetzt stürzte Leonarda, Deine Stimme hörend, ins Zimmer und trug Dein Kind in ihren Armen. „Sieh!“ rief ich, „sieh Deine Tochter; siehe, sie streckt ihre Händchen nach Dir aus! sie bittet für ihre Mutter!“ Bei diesem Anblick wurde Dein Angesicht wieder finster, der Dämon erfaßte Dich wieder. „Mein Kind!“ waren Deine grausamen Worte — sie gellen mir noch im Ohr — „nein! es ward vor der Zeit geboren — ha, ha! — Du verriethest mich von Anfang an!“ Damit erhobest Du Dein Schwert; aber auch da noch (o beseligender Gedanke, auch da noch!) lähmten Gewissensbisse und Liebe Deine Hand und wandten Dein Auge weg; der Streich war nicht tödtlich. Ich sank bewußtlos zu Boden, und als ich wieder zu mir kam, warst Du weg. Fieberphantasieen traten ein; und als Besinnung und Vernunft mir wiederkehrten, sah ich einen heiligen Priester an meiner Seite, und von ihm erfuhr ich allmälig Alles, was mir bisher dunkel gewesen. Ferrares war, in seinem Blute schwimmend, im Thal gefunden worden. In ein benachbartes Kloster gebracht, lebte er noch ein paar Tage, während welcher er den an Dir begangenen Verrath bekannte, in seinen letzten Stunden den christlichen Glauben annahm und mit seiner eigenen Namensunterschrift sein Verbrechen bezeugte. Er beauftragte den Mönch, der ihn bekehrte und seine Beichte gehört hatte, diesen Beweis meiner Unschuld in meine Hände zu überliefern. Sieh ihn hier beigeschlossen. Wenn je dieser Brief Dir zukommt, wirst Du erkennen, wie treu Dein Weib Dir im Leben war und deshalb das Recht hat, Dich noch im Tode zu segnen!“

Bei dieser Stelle ließ Calderon den Brief aus der Hand sinken und ward von einer Art von Lähmung ergriffen, die ihn einige Augenblicke selbst des Lebens zu berauben schien. Als er wieder zu sich kam, griff er hastig nach einem in dem Brief eingeschlossenen Papier, das er bisher außer Acht gelassen. Auch jetzt noch war seine Bewe-

gung so heftig, daß sein Auge verdunkelt und getrübt war, und es dauerte lange, bis er die ihm vor dem Auge schwimmenden Schriftzüge lesen konnte, welche die Zeit beinahe verfärbt hatte.

„An Inez.

„Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben; — laß mich sie hinbringen mit Buße und Gebet, weniger für mich als für Dich. Du weißt nicht, wie wahnsinnig ich Dich liebte, und wie Dein Haß oder Deine Gleichgültigkeit jede Leidenschaft zur Marter steigerte. Lassen wir das. Als ich Dich wieder sah — die Abtrünnige von Deinem Glauben — arm, unangesehen und zum Leben einer Bäuerin verdammt — da gestalteten sich mir kühne Hoffnungen zu kecken Entwürfen. Als ich Dich unerbittlich fand, kehrte ich meine Künste und Listen gegen Deinen Gatten. Ich kannte seine Armuth und seinen Ehrgeiz; wir Mauren haben die Habsucht der Christen hinreichend kennen zu lernen Gelegenheit gehabt! Ich trug einem Mann, dem ich vertrauen konnte, auf, ihn in Madrid aufzusuchen. Schätze — reiche Schätze — Schätze, die einem Spanier alle Pforten der Macht aufschließen konnten, wurden ihm geboten, wenn er Dir für immer entsagen wollte. Ja, um alle Liebe in seiner Brust zu ersticken, wurde ihm gesagt: ich habe das frühere Recht — Du habest Dich meiner Bewerbung hingegeben, ehe Du mit ihm geflohen — Du habest seine Liebe benützt, um Deiner Entehrung zu entfliehen — Dein Kind selbst sey von einem andern Vater. Ich hatte erfahren — und ich wußte diese Kunde zu benützen — daß es vor seiner Zeit geboren war. Wir hatten uns über die Wirkung dieser Vorstellungen, unterstützt und beglaubigt durch nachgemachte Briefe, verrechnet. Statt Dich zu verlassen, dachte er nur darauf, seine Schmach zu rächen. Als ich Dein Haus verließ, das letzte Mal, wo ich in Dein zürnendes Auge sah, fand ich den Rächer auf meinem Wege! Er hatte mich Dein Dach verlassen sehen — es bedurfte für ihn keiner weiteren Bestätigung der ihm erzählten Geschichte. Ich

fiel in die Grube, die ich Dir gegraben. Das Gewissen entnervte meine Hand und stumpfte mein Schwert; kaum kreuzten sich unsere Klingen, als seine Waffe mich zu Boden streckte. Man sagt mir, er sey vor der Ahndung des Gesetzes geflohen; er mag ohne Furcht zurückkehren. Feierlich und auf dem Sterbebette, und im Angesicht des letzten Gerichtes, bezeuge ich vor der Gerechtigkeit und vor der Welt, daß wir ehrlich gefochten und daß ich verdientermaßen sterbe. Ich habe Deinen Glauben angenommen, obgleich ich seine Geheimnisse noch nicht begreifen kann. Es genügt mir, daß er mir die einzige Hoffnung gewährt, daß wir uns wieder sehen werden. Ich will, daß diese Zeilen an Dich bestellt werden sollen — ein ewiges Zeugniß Deiner Unschuld und meiner Schuld. Ach, kannst Du mir vergeben? Ich wußte von keiner Sünde, bis ich Dich sah.

Arraez Ferrares."

Calderon hielt inne, ehe er den Schluß von seiner Gattin Brief las; und obgleich er regungs- und sprachlos blieb, nie waren doch Todesangst und Verzweiflung furchtbarer auf dem Antlitz eines Menschen ausgeprägt.

Schluß von Inez Brief.

„Und was nützt mir dies Zeugniß meiner Treue? Du bist geflohen; man findet nirgends Deine Spuren; ich werde Dich auf Erden nicht mehr sehen. Ich sterbe schnell dahin, aber nicht an der Wunde, die ich von Dir empfing; laß nicht diesen Gedanken Deine Seele verfinstern, mein Gatte! Nein! Diese Wunde ist geheilt. Der Gedanke ist schärfer als das Schwert. — Ich habe mich im Gram verzehrt über Deinen und Deiner Liebe Verlust! Kann der Schatten leben ohne die Sonne? Und wirst Du nie Deine Hand auf meiner Tochter Stirne legen und sie segnen um ihrer Mutter willen? Ach, ja — ja! die Heiligen, die über der Menschen Schicksalen wachen, werden sie eines Tags Dir in den Weg führen; und die Stunde, welche Dir eine Tochter schenkt, wird auch das Andenken Deines

Weibes Dir reinigen und heiligen.... Leonarda hat gelobt, unserem Kind eine Mutter zu seyn, es zu pflegen, für es zu arbeiten, es, wenn auch in Armuth, doch in der Tugend aufzuziehen. Ich übergebe diese Briefe Leonarda's Verwahrung, nebst Deinem Bilde — das nicht von meiner Brust kommen soll, bis das Herz darunter hat aufgehört zu schlagen. Nicht eher als bis Beatriz (so habe ich sie getauft — es war Deiner Mutter Name!) in das Alter getreten ist, wo die Vernunft ringen kann mit dem Kummer im Herzen, soll ihre Jugend verdüstert werden durch die Kunde unseres Schicksals. Leonarda hat mich beredet, Beatriz solle nicht Deinen Namen Nunez annehmen. Unsere Geschichte hat Grausen und Abscheu erregt — denn man versteht den Zusammenhang nicht — und Du wirst der Mörder Deines Weibes genannt; und die Geschichte unseres Jammers würde immer am Leben unserer Tochter haften, und ihr zu Ohren kommen, und vielleicht ihr Geschick vergiften. Aber ich weiß, Du wirst sie dennoch auffinden, denn die Natur hat ihre eigene Vorsehung. Wenn Du sie endlich auffindest: schütze, bewahre, liebe sie — die Dir geheiligt ist und bleiben wird — das reine aber kummervolle Vermächtniß der Liebe und des Todes. Ich bin zu Ende; ich segne Dich sterbend!

Inez."

Kaum hatte er die letzten Worte gelesen, als die Glocke schlug; es war die Stunde, wo der Prinz kommen sollte. Dieser Gedanke brachte Calderon wieder zum Bewußtseyn der Gegenwart — der drohenden Gefahr. All die kalten Berechnungen, die er in Betreff der ihm unbekannten Novize gemacht hatte, verschwanden jetzt. Er küßte leidenschaftlich den Brief, legte ihn auf seine Brust, und eilte in das Gemach, wo er sein Kind verlassen hatte. Unsere Erzählung kehrt zu Fonseca zurück.

Neuntes Kapitel.

Das Gegenkomplott.

Calderon hatte den jungen Soldaten noch nicht lang verlassen, als der Gouverneur des Gefängnisses eintrat, um einem Gefangenen von so hoher Geburt und solchem militärischem Ruhm seine Achtung zu bezeigen.

Fonseca, immer von heftiger und ungestümmer Gemüthsart, war nicht in der Laune Komplimente zu tauschen; aber der Gouverneur hatte sich kaum gesetzt, als er eine Saite im Gespräch anschlug, welche augenblicklich die Aufmerksamkeit und das Interesse des Gefangenen anzog und fesselte.

„Seyd ohne Furcht, Herr," sagte er, „daß Ihr lange hier werdet bleiben müssen; die Gewalt Eures Feindes ist groß, aber sie wird nicht von langer Dauer seyn. Der Sturm sammelt sich schon über seinem Haupt; er muß mehr als ein Mensch seyn, wenn er dem Donnerkeil entrinnt."

„Sprecht Ihr so gegen mich von meinem eigenen Verwandten, dem Herzog von Lerma?„

„Nein, Don Martin, verzeiht. Ich sprach vom Marquis von Siete Iglesias. Seyd Ihr denn so ganz ein Fremdling in Madrid und am Hof, daß Ihr meint, der Herzog von Lerma unterzeichne je eine Schrift ohne das Verlangen des Don Rodrigo? Ja, er sehe je eine Schrift an, unter welche er seinen Namen schreibt? Verlaßt Euch darauf, Ihr seyd hier, um die Habsucht oder Rache der Geisel Spaniens zu befriedigen."

„Unmöglich!" rief Fonseca. „Don Rodrigo ist mein Freund — mein Gönner. Er überhäuft mich mit seiner Güte."

„Dann seyd Ihr ganz gewiß verloren," sagte der Gouverneur im Tone des Mitleids. „Der Tiger liebkost immer seine Beute, ehe er sie verschlingt. Was habt Ihr gethan, seine Güte zu verdienen?"

„Señor," sagte Fonseca argwöhnisch, „Ihr sprecht zu einem Unbekannten mit einem seltsamen Mangel an Behutsamkeit, und das gegen einen Mann, dessen Macht Ihr selbst eingesteht."

„Weil ich vor seiner Rache sicher bin, weil die Inquisition schon ihr Verderben=bringendes Auge auf ihn geheftet hat; weil ich dieser Inquisition nicht unbekannt, nicht ohne ihren Schutz bin; weil ich mit Freude und Triumph die Stunde herannahen sehe, welche der Gerechtigkeit den Kuppler des Prinzen überliefern soll, den Verräther des Königs, den Räuber des Volks; weil ich Theil an Euch nehme, Don Martin, was Ihr wohl begreifen werdet, sobald Ihr meinen Namen erfahren habt. Ich bin Juan de la Nuza, der Vater des jungen Offiziers, dem Ihr bei dem Angriff der Morisken in Valencia das Leben gerettet, und ich bin Euch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet."

Es lag etwas in dem herzlichen und offenen Ton des Gouverneurs, was ihm sogleich Fonseca's Vertrauen gewann. Er wurde unruhig und in seiner Seele stieg ängstlicher Verdacht gegen seinen früheren Lehrer und jetzigen Gönner auf.

„Was, muß ich fragen, hast Du gethan, seine Aufmerksamkeit auf Dich zu lenken? Calderon ist nicht launenhaft in seiner Grausamkeit. Bist Du reich, und hofft er, Du werdest Deine Befreiung mit fünftausend Pistolen erkaufen? Nicht! Hast Du ihn auf der Bahn seines Ehrgeizes gekreuzt? Hat er Dich mit Uzeda zusammen gesehen? oder stehst Du in Gunst bei dem Prinzen? Alles nicht! Nun so hast Du eine Gattin, Schwester oder Geliebte von seltenen Vorzügen und Reizen, mit welcher Calderon die Gelüsten des ausschweifenden Prinzen vergnügen und sich in seiner Achtung erhalten will? Ha! Du wechselst die Farbe!"

„Beim Himmel, Ihr macht mich toll mit diesen höllischen Vermuthungen! Sprecht einfach und gerade heraus!"

„Ich sehe, Du kennst Calderon nicht," sagte der Gouverneur mit bitterem Lächeln. „Aber ich wohl — denn meine Nichte war

schön, und der Prinz bemühte sich um sie — —. Doch genug davon; an seinem Schaffot oder an der Folter werde ich meinen Racheburst gegen Rodrigo Calderon gestillt sehen. Ihr sagtet, der Herzog von Lerma sey Euer Verwandter; so seyd Ihr denn ebenso auch verwandt mit seinem Sohn, dem Herzog von Uzeda. Wendet Euch nicht an Lerma. Er ist Calderons Werkzeug. Wendet Euch an Uzeda; er ist Calderons Todfeind. Während Calderon bei dem Prinzen Boden gewinnt, macht Uzeda Fortschritte beim König. Uzeda kann Dir mit einem Wort die Freiheit verschaffen. Der Herzog kennt mich und vertraut mir. Willst Du mir Auftrag geben, ihn mit Deiner Verhaftung bekannt zu machen und ihn um seine Verwendung bei Philipp zu bitten?"

„Ihr gebt mir neues Leben. Aber keine Stunde ist zu verlieren; diese Nacht — diesen Tag — oh, barmherzige Mutter! welches Bild habt Ihr heraufbeschworen! Fliegt zu Uzeda, wenn Ihr meine Vernunft retten wollt! Ich selbst habe ihn kaum mehr gesehen seit meinen Knabenjahren — Lerma verbot mir, seine Freundschaft zu suchen. Aber ich bin von seinem Stamm — seinem Blut."

„Seyd getrost — ich werde den Herzog heute sehen. Ich habe Geschäfte mit ihm, wovon Ihr nichts ahnt. Wir bringen seltsame Dinge zu einer Entscheidung. Hofft das Beste!"

Damit verabschiedete sich der Gouverneur.

Mit der Abenddämmerung stand Don Juan de la Nuza, in einen dunkeln Mantel gehüllt, vor einer kleinen Thüre, welche tief in einer massiven, düstern Mauer angebracht war, die sich auf der einen Seite einer öden und gemiedenen Straße hinzog. Ohne die Spur eines lebendigen Menschen that sich auf sein Pochen die Thüre auf, und der Gouverneur trat in einen langen und schmalen Gang, in Zimmer führend, welche schauerlichere Empfindungen erweckten, als irgend ein Gemach in seinem eigenen Gefängniß. Hier begegnete er plötzlich dem Jesuiten, Fray Louis de Aliaga, dem Beichtiger des Königs.

„Wie geht es dem Großinquisitor?“ fragte de la Nuza.

„Er hat so eben sein Leben ausgehaucht,“ antwortete der Jesuit. „Seine so plötzliche Krankheit trotzte aller ärztlichen Hülfe. Sandoval y Roxas ist bei den Heiligen.“

Der Gouverneur, der, wie der Leser leicht erräth, der heiligen Körperschaft angehörte, bekreuzte sich und antwortete: „Wem wird wohl als Nachfolger seine Stelle zufallen? Wer wird zuerst das Ohr des Königs gewinnen?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Jesuit; „aber ich bin in diesem Augenblick zu Uzeda berufen werden. Entschuldigt meine Eile.“

Mit diesen Worten schlüpfte Aliaga fort.

„Mit Sandoval y Roxas,“ murmelte Don Juan, „stirbt der letzte Beschützer Calderons und Lerma's; wenn nicht anders der schlaue Marquis den König zu bereden weiß, daß er Aliaga, seinen Freund, zu des verstorbenen Kardinals Nachfolger macht. Aber Aliaga sucht Uzeda auf — seinen Feind und Nebenbuhler. Was kann dieß zu bedeuten haben?“

Unter diesem Selbstgespräch setzte der Gouverneur schweigend seinen Weg fort, bis er zu einer Thüre kam, vor welcher zwei Männer mit Masken standen, die ihn mit einer stummen Verbeugung des Kopfes grüßten. Die Thüre öffnete sich und schloß sich wieder, als der Gouverneur eingetreten war.

Inzwischen hatte der Beichtiger den Palast des Herzogs von Uzeda erreicht. Uzeda war nicht allein; es war bei ihm ein Mann, dessen gelbe Gesichtsfarbe, unvortheilhafte Züge und einfache Kleidung einen seltsamen Contrast bildeten zu der stattlichen Person und der kostbaren Kleidung des Herzogs. Aber sobald nur dieser Mann den Mund öffnete, so fiel die Vergleichung nicht mehr zu seinem Nachtheil aus. Etwas in dem Funkeln seines tiefliegenden Auges — in der bezaubernden Eigenthümlichkeit seines Lächelns — und vor Allem in dem Ton seiner sehr musikalischen und ernsten Stimme, fesselte sogleich die Aufmerksamkeit an seine Worte. Und was immer diese

Worte seyn mochten — es trug dieser Mann und seine Denk- und Ausdruckweise das Gepräge eines zugleich schlauen und Achtung gebietenden Geistes. Diese Person war Gaspar de Guzman, damals bloßer Kammerherr des Prinzen (welchen Posten er Calderon verdankte, für dessen Kreatur er galt), nachmals so berühmt in der Geschichte Philipps IV. als Graf von Olivarez und erster Minister Spaniens.

Die Unterredung zwischen Guzman und Uzeda neigte sich eben, als der Jesuit eintrat, zum Schluß.

„Ihr seht," sagte Uzeda, „wenn wir Calderon zermalmen wollen, müssen wir uns auf die Inquisition stützen. Jetzt ist es an der Zeit, in dem Nachfolger von Sandoval y Roxas einen Mann zu wählen, der zum Verderben des Günstlings die Hand bietet. Der Grund, warum ich Aliaga wähle, ist dieser — Calderon wird nie ein Mißtrauen in seine Freundschaft setzen, und wird uns deßwegen auch beim König nicht störend in den Weg treten. Der Jesuit, der die ganze Christenheit um seiner oder seines Ordens Beförderung willen verkaufen würde, wird gern Calderon aufopfern für den Präsidentenstuhl der Inquisition."

„Ich glaube es," versetzte Guzman. „Ich billige Eure Wahl; und Ihr könnt Euch auf mich verlassen, daß ich Calderon das Spiel beim Prinzen verderben werde. Ich habe das Mittel gefunden, Philipp zu beherrschen; es besteht darin, daß man ihm nie Grund gibt, seine Günstlinge zu verachten; daß man seiner Eitelkeit schmeichelt, ohne seine Laster zu theilen. Glaubt mir, Ihr allein, wenn Ihr meinen Räthen folgt, könnt der Minister des vierten Philipps seyn."

Hier trat ein Page ein, um Don Fray Louis de Aliaga anzumelden.

Uzeda trat zur Thüre vor und empfing den heiligen Mann mit tiefer Ehrfurcht.

„Setzt Euch, mein Vater, und laßt mich sogleich zu der Hauptsache kommen; denn die Zeit drängt und heute Nacht muß Alles ab-

gemacht seyn. Ehe Andere auf den König einen Einfluß ausüben, müssen wir rasch in unserem Sinn die Ernennung von Sandovals Nachfolger durchsetzen."

„Das Gerücht sagt, der Kardinal-Herzog, Euer Vater, wünsche für sich selbst den erledigten Präsidentenstuhl bei der Inquisition."

„Mein armer Vater! er ist alt — seine Sonne ist hinunter. Nein, Aliaga; ich habe an einen Mann gedacht, passender für diesen hohen und ernsten Posten; mit Einem Wort: es kommt auf Euch an, ob Ihr die Stelle annehmen wollt. Ich kann Euch zum Groß-Inquisitor Spaniens machen — ich!"

„Mich!" sagte der Jesuit und wandte sein Gesicht weg. „Ihr scherzt mit mir, edler Sohn!"

„Ich rede im Ernst — hört mich an. Wir sind Feinde und Nebenbuhler gewesen — warum sollte aber nicht unser Weg einer und derselbe werden können? Calderon hat Euch um Freunde gebracht, mächtiger als er. Seine Stunde ist gekommen. Des Herzogs von Lerma Sturz ist unvermeidlich: könnte er vermieden werden, so würde ich, sein Sohn, wie Ihr Euch denken könnt, gern dazu die Hand bieten. Aber die Geschäfte ermüden ihn — er ist alt — die Angelegenheiten Spaniens sind in einem kläglichen Zustand — sie bedürfen jüngerer und kräftigerer Hände. Mein Vater wird sich nicht grämen über eine Zurückgezogenheit, welche seinen Jahren gemäß ist, und welche ehrenvoll seyn wird für seine grauen Haare. Aber irgend ein Opfer muß die Wuth des Volkes sättigen; dieß Opfer muß der Emporkömmling Calderon seyn, und das Mittel seiner Strafe — die Inquisition. Jetzt versteht Ihr mich. Unter Einer Bedingung sollt Ihr Sandovals Nachfolger werden. Wißt, daß ich nichts verspreche, was ich nicht Macht habe zu erfüllen. Im Augenblick, wo ich sichere Kunde von des verstorbenen Kardinals Tod erhielt, eilte ich zu dem König. Ich habe das Versprechen der Ernennung; und noch diese Nacht soll Euer Name, wenn Ihr die Bedingung eingeht, und nicht

Calderon inzwischen den König sieht und die Ernennung hintertreibt, die königliche Bestätigung erhalten."

„Unser trefflicher Aliaga kann sich nicht bedenken," sagte Don Don Gaspar de Guzman. „Der Orden Loyola's ruht auf Schultern, welche die Last wohl tragen können."

Ehe das Kleeblatt schied, ward der Vertrag vollständig abgeschlossen. Aliaga übte gegen seinen Freund die Lehre, die er ihm gepredigt hatte: daß der Zweck jedes Mittel heiligt. Kaum war Aliaga weg, als Juan de la Nuza eintrat; denn Uzeda, welcher die Inquisition zum Hauptwerkzeug seiner Macht zu machen suchte, bewarb sich um die Freundschaft aller dabei Angestellten. Er versprach gerne, die Freilassung Fonseca's zu bewirken; und wirklich war kaum Mitternacht vorüber, als im Gefängniß ein Befehl zur Freigebung Don Martin Fonseca's eintraf, begleitet mit einem Schreiben des Herzogs an den Gefangenen, voll zärtlicher Betheurungen und mit der Bitte, ihn am folgenden Morgen zu sprechen.

So spät es auch war, und so dringende Gegenvorstellungen der Gouverneur machte, welcher ihn diese Nacht im Gefängniß zurückzuhalten wünschte, in der Hoffnung, ihm noch sein Geheimniß zu entlocken: bestand doch Fonseca, sobald der Befehl anlangte, auf seiner Befreiung und erhielt sie.

Zehntes Kapitel.

Wir ernten, was wir säen.

Mit Gefühlen triumphirender Freude, wie sie noch nie seine gewissenlose und verworfene Seele bestürmt hatten, machte sich der Infant von Spanien auf den Weg nach dem einsamen Haus an der Straße von Fuencarral. Er stieg aus seinem Wagen ungefähr hundert Schritte weit von dem Haus, und begab sich zu Fuß an den verabredeten Platz.

Der Jude öffnete dem Prinzen die Thüre mit einem häßlichen Grinsen auf seiner hohlen Wange; und Philipp eilte die Treppe hinauf, und erblickte, bei seinem Eintritt in das oben beschriebene Zimmer, zu seiner unglaublichen Bestürzung und Verdruß die Gestalt der Beatriz von Calderons Armen fest umschlungen, ihr Haupt an seiner Brust ruhend; während seine Stimme, halb erstickt von leidenschaftlichem Schluchzen, sie mit den zärtlichsten liebkosenden Namen nannte.

Einen Augenblick stand der Prinz verzaubert und sprachlos an der Schwelle; dann, heftig an den Griff seines Schwertes schlagend, rief er: „Verräther, hast Du so Dein Versprechen gehalten? Zitterst Du nicht vor meiner Rache?“

„Ruhig, ruhig!“ sagte Calderon mit gebieterischem aber leichenhaftem Ton und die eine Hand schüttelnd mit einer Geberde von Ungeduld und Vorwurf, während er mit der andern das lange wallende Haar zurückschob, welches über das blasse Antlitz der noch immer bewußtlosen Novize fiel. „Ruhig! Prinz von Spanien; Deine Stimme scheucht das kämpfende Leben zurück — ruhig! Schau auf, Bild und Reliquie der Verlornen — der Gemordeten — der Märtyrerin! Still! hört Ihr ihren Athem? oder ist sie bei ihrer Mutter in dem Himmel, welcher sich mir verschließt? Lebe, lebe! meine Tochter — mein Kind, lebe! denn Dein Leben in der Welt später wird nicht mein seyn!“

„Was bedeutet Dieß?“ sagte der Prinz stammelnd. „Welches Gaukelwerk macht mir da Deine List und Tücke vor?“

Calderon antwortete nicht; und in diesem Augenblick seufzte Beatriz schwer und ihre Augen öffneten sich.

„Mein Kind! mein Kind! — Du bist mein! Sprich — laß mich Deine Stimme hören — laß sie mich noch einmal Vater nennen!“

Und Calderon sank auf seine Kniee und inbrünstig seine Hände faltend, sah er ihr flehentlich ins Angesicht. Die Novize, jetzt allmälig wieder zum Leben und Bewußtseyn erwachend, versuchte zu

sprechen; die Stimme versagte ihr, aber ihr Mund lächelte Calderon an und ihre Arme schlangen sich schwach aber zärtlich um seinen Hals.

„Segen, Segen auf Dich!“ rief Calderon. „Segen auf Dich, in Deiner holden Mutter Namen!“

Während er sprach, fiel Beatriz' Blick auf die Gestalt Philipps, der auf sein Schwert gelehnt daneben stand. Sein Gesicht arbeitete von verschiedenen Leidenschaften, und sein Mund verzog sich in finstrer, heftiger Verachtung. Gewohnt, das menschliche Leben nur in seinen schändlichsten Gestaltungen, und Calderon nur in seinen Lastern und Tücken zu sehen, hatte der Prinz kein Ohr, welchem die Stimme der Natur verständlich gewesen wäre. Er betrachtete Alles als einen wohlangelegten Plan — als einen Bühnenkniff, und wartete mit Ungeduld und Hohn die Entwicklung des Betrugs ab.

Beim Anblick dieses Gesichts voll Hohn schauderte Beatriz und sank zurück; aber ihre Angst selbst belebte sie wieder und sie rief aufspringend: „Rette mich vor diesem schlimmen Mann — rette mich! mein Vater, ich bin sicher bei Dir!“

„Sicher!“ wiederholte Calderon, — „ja, sicher gegen die Welt. Aber nicht,“ setzte er, sich umsehend, in leisem, murmelndem Tone hinzu, „an diesem schändlichen Orte, dessen Luft schon eine Befleckung für Dich ist. Laß uns fort; komm, komm, meine Tochter!“ und seinen Arm um ihren Leib schlingend, eilte er mit ihr der Thüre zu.

„Zurück, Verräther!“ rief Philipp, sich dem verstörten und halb wahnsinnigen Vater mitten in den Weg stellend; „zurück! meinst Du, ich, Dein Herr und Dein Fürst, lasse mich so hinters Licht führen und verhöhnen? Nicht zu Deiner Lust sollst Du sie weggehascht haben, die ich mit meiner Liebe beehrte, vom Heiligthnm der Kirche. Geh, wenn Du willst; aber Beatriz bleibt. Dieß Haus ist meinem Willen gewidmet. Zurück! oder Dein nächster Schritt führt Dich in die Spitze meines Schwerts!“

„Droht nicht, sprecht nichts weiter, Philipp — ich bin ein verzweifelter Mann. Ich bin außer mir — ich kann nicht mit Dir Er-

örterungen pflegen. Weg! bei Deiner Hoffnung auf den Himmel, weg! Ich bin nicht mehr Dein Günstling, Dein Werkzeug. Ich bin ein Vater und der Beschützer meines Kindes!"

„Ein tüchtiger Plan — eine artige Geschichte!" rief Philipp verächtlich, und lehnte sich mit dem Rücken an die Thüre. „Die kleine Schauspielerin spielt ihre Rolle gut, das muß man gestehen; — es ist ihr Beruf; aber Du bist ein Pfuscher, mein edler Calderon!"

Einen Augenblick stand der Höfling da — nicht unentschlossen, aber übermannt von den Leidenschaften, welche bis ins Innerste durch und durch eine Natur erschütterten, deren heftige und stürmische Elemente durch die Gewohnheit langer Jahre mehr nur beherrscht, als unterdrückt waren. Zuletzt, mit einem heftigen Schrei, packte er plötzlich den Prinzen beim Kragen seines Wammses, und eh' er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, schleuderte er ihn auf die Seite mit solcher Heftigkeit, daß er das Gleichgewicht verlor, und da sein Fuß auf dem geglätteten Boden ausglitt, hinfiel. Darauf öffnete Calderon die Thüre, hob Beatriz mit beiden Armen empor und floh hastig die Treppen hinab. Er konnte bei den Gefahren dieses Ortes nicht mehr auf Wechselfälle hoffen oder zu zögern wagen.

Eilftes Kapitel.

Wie sich auch die Flüsse krümmen, das Meer nimmt sie doch alle auf.

Inzwischen hatte Fonseca das Kloster erreicht; er fand den Pförtner nicht mehr, und das Herz zerrissen von Zweifel und Angst, war er auf den Flügeln der Liebe und Furcht nach dem von Calderon bezeichneten Hause geeilt. Das düstre und einsame Haus kam ihm eben zu Gesicht, — da der Mond sein trauriges Licht über die grauen alten Mauern ausgoß — als er seinen Namen nennen hörte; und der Klosterpförtner trat hervor aus dem Schatten einer Mauer, neben der er sich verborgen hatte.

„Don Martin! Ihr seyd's, wahrhaftig! gesegnet seyen die Heiligen! Ich fing an zu fürchten — ja, ich fürchte noch, wir wurden betrogen!"

„Sprich, Mann, aber halte mich nicht auf! Sprich! Welche Schrecknisse hast Du zu berichten?"

„Ich kannte den Kavalier, den Du an Deiner Statt schicktest. Wer kennt nicht den Rodrigo Calderon? Ich zitterte, als ich ihn die Novize in den Wagen heben sah; aber ich glaubte, ich würde, wie verabredet war, der Genosse der Flucht seyn. Dem war nicht so. Don Rodrigo befahl mir in kurzen Worten, mich diese Nacht, wo ich könne, zu verbergen; und morgen wolle er Anstalten zu meiner Flucht von Madrid treffen. Es ahnte mir Schlimmes, denn Calderons Name ist von manchem Fluch geschwärzt. Ich beschloß dem Wagen zu folgen. Das that ich auch; aber beinahe versagte mir der Athem und die Kraft, als zum Glück der Wagen durch ein Gewühl auf der Straße aufgehalten und verwickelt wurde. Es standen keine Lakaien hinten; so stieg denn ich unbeobachtet auf den Fußtritt, und stieg herunter und verbarg mich, als der Wagen anhielt. Ich kannte das Haus nicht, wohl aber die Nachbarschaft — ein Bruder von mir lebt in der Nähe. Ich suchte meinen Verwandten auf, um eine Nacht bei ihm ein Unterkommen zu finden. Ich erfuhr, daß dunkle Geschichten diesem Haus einen üblen Namen gemacht hatten. Es war eines, das der Prinz von Spanien den Ausschweifungen geweiht hat, die so manche Familie in Madrid entehrt haben. Ich beschloß wieder zu gehen und aufzulauern. Kaum hatte ich diesen Platz erreicht, als ich einen Wagen sich rasch nähern sah. Ich verbarg mich hinter einem Pfeiler und sah den Wagen halten; und ein Mann stieg aus und ging in das Haus. Schaut, dort — dort, bei jenem Kreuzweg hält der Wagen noch. Der Mann war in einen Mantel gewickelt. Ich weiß nicht, Wer er seyn mag; aber —"

„Himmel!" rief Fonseca, als sie jetzt dicht vor der Thüre des

Hauses waren, vor welchem Calderons Wagen noch stand; „ich höre einen Lärmen, ein Geschrei drinnen!"

Kaum hatte er dieß gesagt, als die Thüre sich öffnete. Stimmen hörte man in lautem Wortwechsel; sofort ward die Gestalt des Juden auf das Pflaster geschleudert und Calderon erschien, einen andern Mann, der ihn schien aufhalten zu wollen, auf die Seite drängend — das gezogene Schwert in seiner Rechten, den linken Arm um Beatriz geschlungen.

Fonseca eilte vorwärts.

„Mein Geliebter! mein Bräutigam!" rief die Stimme der Novize; „Du bist gekommen uns zu retten — Deine Beatriz zu retten!"

„Ja! und den Verräther zu züchtigen!" rief Fonseca mit einer Donnerstimme. „Laß Dein Opfer los, Schurke! Vertheidige Dich!"

Er machte einen verzweifelten Ausfall auf Calderon, während er sprach. Der Marquis parirte nur schwach den Streich.

„Halt!" rief er, „nicht auf mich!"

„Nein — nein!" rief Beatriz, sich an ihres Vaters Brust werfend. Ihre Worte kamen zn spät. Blind und taub vor Wuth hatte Fonseca noch einmal mit tödtlicherer Sicherheit seine Waffe gegen seinen vermeintlichen Feind gezückt — die Klinge traf, aber nicht Calderons Herz. Es war Beatriz, in ihrem Blut gebadet, die zu den Füßen ihres wahnsinnigen Geliebten niedersank.

„Tochter und Mutter, Beide!" murmelte Calderon; und er fiel, als hätte der Stahl ihn durchbohrt, neben seinem Kind nieder.

„Elender! was hast Du gethan?" sprach eine Fonseca's Ohr fremde Stimme; eine Stimme, halb erstickt von Grausen und vielleicht von Reue. Der Prinz von Spanien stand auf dem Platze und seine Füße badeten in dem Blut der geopferten Jungfrau. Das Mondlicht allein beleuchtete das Schauspiel des Verbrechens und Todes; und die Gesichter Aller erschienen geisterhaft in seinen Strahlen. Beatriz wandte das Auge auf ihren Geliebten mit einem Aus-

druck himmlischen Mitleids und zärtlicher Verzeihung; dann, an Calderons Brust sinkend, flüsterte sie:

„Verzeih' ihm, verzeih' ihm, Vater! Ich werde meiner Mutter sagen, daß Du mich gesegnet hast!“

* * * *

* * * *

* * * *

Mehrere Tage nach dieser Schreckensnacht hörte man bei Hof nichts von Calderon. Seine Abwesenheit war unerklärlich; denn obgleich natürlich die Flucht der Novize bekannt wurde, hatte man doch keine Ahnung von ihrem Schicksal; und ihr Rang war zu gering, als daß er hätte großes Interesse an ihrer Flucht, oder viele Lebhaftigkeit in ihrer Verfolgung verursachen können. Aber diese Abwesenheit wußten die Feinde des Höflings gut zu benützen. Die Plane der Kabale waren reif, und die Hülfe der Inquisition kam, vermöge der Anstellung Aliaga's, noch zu den Machinationen von Uzeda's Anhängern. Der König war schwer gereizt durch die geheimnißvolle Abwesenheit Calderons, für die man tausend sinnreiche Erklärungen erfand. Der Herzog von Lerma, kränklich und geschwächt durchs Alter, war unfähig seinen Feinden die Spitze zu bieten. Mit schwachsinniger Verzweiflung rief er Calderon beim Namen; und als keine Spur dieses mächtigen Verbündeten zu entdecken war, unterließ er sogar, eine Besprechung mit dem König zu suchen. Plötzlich brach der Sturm los. Eines Abends erhielt Lerma den königlichen Befehl, seine Aemter niederzulegen und mit Tagesanbruch den Hof zu verlassen. In derselben Stunde öffnete sich die Thüre von Lerma's Zimmer und Rodrigo Calderon stand vor ihm. Aber wie verwandelt! wie ganz nicht mehr sich selbst ähnlich! wie verwüstet! Seine Augen waren tief in die Höhlen gesunken und ihr Feuer erloschen; seine Wangen waren hohl, sein Körper gebeugt, und wenn er redete, war seine Stimme wie die eines aus dem Grabe Rufenden.

„Sieh da, Herzog von Lerma, endlich bin ich zurück!“

„Zurück! — sey mir gesegnet! Wo bist Du gewesen? Warum hast Du mich verlassen? Nun, einerlei, Du bist zurück! Eile zum König — sag' ihm, ich sey nicht alt! Ich bedürfe der Ruhe nicht. Mache die Schurkerei meines unnatürlichen Sohns zu Schanden! Sie wollten mich verbannen, Calderon; mich verbannen in meinen besten Jahren! Mein Sohn sagt, ich sey alt — alt! ha, ha! Fliege zum Prinzen; er hat sich auch in seinen Zimmern eingemauert. Er wollte mich nicht sehen; er will Dich sehen!"

„Ja! der Prinz! wir haben Grund einander zu lieben!

„Freilich habt Ihr! Eile Calderon! kein Augenblick ist zu verlieren! Verbannt! Calderon, soll ich verbannt werden?" Und der alte Mann fiel, in Thränen ausbrechend, Calderon zu Füßen und umklammerte seine Kniee. — „Geh, geh, ich flehe Dich darum! Rette mich, Calderon; ich habe Dich geliebt, habe Dich immer geliebt. Sollen unsere Feinde triumphiren? Soll das Horn der Nichtswürdigen erhöht werden?"

Für einen Augenblick (so groß ist die mechanische Macht der Gewohnheit!) kehrte jetzt Calderon etwas von seiner alten Energie und Geisteskraft zurück; ein Blitz brach aus seinem eingesunkenen Auge; er richtete sich auf, der stattliche Mann, so groß er war, und sagte: „Ich glaubte, ich sey fertig mit den Höfen und mit dem Leben, aber ich will noch Eine Anstrengung machen; ich will Euch nicht verlassen in der Stunde Eurer Noth. Ja, Uzeda soll wieder gestürzt werden; ich will den König aufsuchen. Seyd ohne Furcht, Herr, seyd ohne Furcht; der Zauber meiner Macht ist noch nicht gebrochen."

Mit diesen Worten hob Calderon den Kardinal vom Boden auf, befreite sich aus den ihn umschlingenden Händen des alten Mannes, und schritt mit seiner gewohnten Haltung majestätischen Selbstvertrauens auf die Thüre zu. Gerade eh' er sie erreichte, ertönten drei leise aber regelmäßige Schläge an den Dielen; die Thüre öffnete sich und der Raum draußen war angefüllt von den dunkeln Gestalten der Beamten der Inquisition.

„Halt," sagte eine tiefe Stimme; „halt, Rodrigo Calderon, Marquis de Siete Iglesias; im Namen der allerheiligsten Inquisition verhaften wir Dich!"

„Aliaga!" murmelte Calderon, zurücktretend — —

„Still!" unterbrach ihn der Jesuit. „Beamte, führt den Gefangenen ab!"

„Armer alter Mann," sagte Calderon sich gegen den Kardinal wendend, welcher wie vom Donner gerührt und sprachlos da stand — „Dein Leben wenigstens ist sicher. Und ich — ich biete dem Schicksal Trotz! Führt mich fort!"

Der Prinz von Spanien erholte sich bald von der Erschütterung, welche der Tod von Beatriz ihm verursachte. Neue Genüsse verscheuchten selbst die Reue. Er erschien wieder öffentlich, wenige Tage nach Calderons Verhaftung; und er verwendete sich kräftig zu Gunsten seines frühern Günstlings. Aber hätte auch die Inquisition gewünscht, ihr Opfer wieder los zu lassen, oder Uzeda seiner Rachgier entsagen wollen: der Jubel des Volks bei dem Sturz des gefürchteten und verhaßten Secretärs war so groß, und so zahlreich die Anklagen, welche der Parteihaß zu denen hinzufügte, welche die Wahrheit ihm aufbürden konnte, daß es einen weit kühnern Monarchen erfordert hätte, als Philipp III. war, um der Stimme eines ganzen Volks, einem in Ungnade gefallenen Minister zu lieb, zu trotzen. Der Prinz selbst wurde bald von neuen Günstlingen dahin gebracht, weitere Verwendungen von seiner Seite für ebenso unpolitisch als fruchtlos anzusehen; und der Herzog von Uzeda und Don Gaspar de Guzman waren ebenso geschmeidige Lieblinge, während sie als Gesellschafter unendlich mehr Achtung in Anspruch nahmen.

Eines Tages überreichte ein bei dem Lever des Prinzen anwesender Offizier, der ein besonderer Günstling von ihm war, eine Bittschrift, worin um die Verwendung Seiner Hoheit gebeten wurde in Betreff einer Stelle in der königlichen Armee, die, wie er so eben durch einen Expressen erfahren, erledigt war.

„Und Wessen Tod kommt so gelegen für Dein Steigen, Don Alvar?“ fragte der Infant.

„Don Martin Fonseca's. Er fiel in dem letzten Gefecht, mit hundert Wunden bedeckt.“

Der Prinz fuhr zurück und wandte sich hastig ab. Der Offizier verlor von dieser Stunde alle seine Gunst, ohne daß er je seinen Fehler erfahren hätte.

Mittlerweile verstrichen Monate und Calderon schmachtete noch in seinem Kerker. Zuletzt eröffnete die Inquisition ihr schwarzes Anklageregister gegen ihn. Die erste dieser Anklagen war die der Zauberei, gegen den König geübt; die übrigen waren größtentheils ebenso lächerlich als ausschweifend. Diesen Anklagen trat Calderon mit einer Würde entgegen, welche seine Feinde verwirrte und den allgemein verbreiteten Glauben hinsichtlich der Elemente seines Charakters Lügen strafte. Auf die Folter gebracht, ertrug er ihre Martern ohne ein Stöhnen; und alle Historiker legen übereinstimmendes Zeugniß ab von der Geduld und dem Heroismus, welche den Schluß seiner wilden, meteorgleichen Laufbahn auszeichneten. Endlich starb Philipp III. Der Infant bestieg den Thron — dieser Prinz, für welchen der ehrgeizige Höfling Leben und Seele aufs Spiel gesetzt hatte! Jetzt glaubte das Volk, man würde ihm sein Opfer entziehen. Aber es irrte sich. Der neue *König* hatte bereits das Daseyn des Günstlings des *Prinzen* vergessen. Guzmann aber, der unter dem Schein, den Interessen Uzeda's zu dienen, heimlich nach dem Alleinbesitz der königlichen Gunst strebte, fühlte sich nicht sicher, so lange Calderon noch lebte. Der Gang der Inquisition war zu langsam für die Ungeduld seiner Furcht; und da dieß gefürchtete Tribunal sich rühmte, nie den Tod zu verhängen, ehe der Angeklagte seine Schuld gestanden, vereitelte die Festigkeit Calderons die Rachsucht des geistlichen Gesetzes. Neue Untersuchungen wurden angeordnet: ein Leichnam ward aufgefunden, in Calderons Garten begraben — der Leichnam einer Frau. Er ward des Mordes angeklagt. Auf diese Anklage

hin ward er von der Inquisition an die regelmäßigen Gerichtshöfe abgeliefert. Kein Beweis konnte gegen ihn geführt werden; aber zum allgemeinen Erstaunen brachte er nichts zu seiner Vertheidigung vor, und sein Schweigen ward als Zeugniß seines Verbrechens betrachtet. Er wurde zum Schaffot verurtheilt; er lächelte, als er den Richterspruch vernahm.

Ein unermeßliches Menschengewühl war an einem heitern Sommertag auf dem Hinrichtungsplatz versammelt. Ein Brüllen wilden Jubels und Frohlockens erschütterte die Luft, als Rodrigo Calderon, Marquis de Siete Iglesias auf dem Schaffot erschien. Aber als die Blicke der Menge — nicht auf die erhabene und stattliche Gestalt, in allem Stolze der Mannskraft, so wie in ihrer Furcht vor dem finstern Geist und der eisernen Macht des Günstlings sie sich ihn immer zu denken gewohnt, waren — nein! auf eine gebückte gespensterartige Gestalt fielen, welche schon am Rand eines natürlichen Todes und Grabes zu stehen schien, mit einem Angesicht, welchem tiefe Furchen unaussprechlichen Grams eingegraben waren, mit hohlen Augen, welche mit trübem, kaum mehr bewußtem Licht über das unten wogende und grollende Menschenmeer hinschauten, da veränderte sich die Fluth der Empfindungen der Menge, an die Stelle der Wuth und des Triumphs traten Schaam und Mitleid. Keine Hand erhob sich zur Anklage — keine Stimme erhob sich zu Vorwurf oder Frohlocken. Neben Calderon stand der ihm beigegebene Priester, Tröstung und Beruhigung ihm zuflüsternd.

„Sey ohne Furcht, mein Sohn," sagte der heilige Mann. „Die Qual des Leibes tilgt Jahre der Pein des Fegfeuers von Deinem Urtheilsspruch. Daran denke und segne selbst die Todesangst dieser Stunde!"

„Ja!" murmelte Calderon; „ich segne diese Stunde. Inez, Deine Tochter hat Deinen Mord gerächt! Möge der Himmel das Opfer annehmen! und mögen meine Augen, selbst über den feurigen Abgrund hinüber, erwachend auf Dir ruhen!"

Hier überflog ein heiteres und zufriedenes Lächeln das Angesicht, auf welches die Menge mit athemlosem Schauer hinstarrte. Noch eine Minute — und ein Aechzen, ein Schrei entfuhr dieser zahllosen Menge; und ein blutiges, geisterbleiches Haupt, vom Rumpfe getrennt, ward emporgehoben.

Zwei Zuschauer dieser Hinrichtung befanden sich auf einem der Balkone, die eine volle Aussicht auf diese Schreckensscene gewährten.

„So geht mein schlimmster Feind zu Grunde!" sagte Uzeda.

„Wir müssen Alles opfern, Freund und Feind, im erbarmungslosen Fortschritt der großen Sache," versetzte der Großinquisitor; aber er seufzte zu diesen Worten.

„Guzmann ist jetzt bei dem König," sagte Uzeda, in das Zimmer tretend. „Ich erwarte jeden Augenblick, zum König berufen zu werden."

„Ich kann Deine sanguinischen Hoffnungen nicht theilen, mein Sohn," sagte Aliaga, den Kopf schüttelnd. „Mein Beruf hat mich tiefer in den Charakteren der Menschen lesen gelehrt. Gaspar de Guzman wird sich jeden Nebenbuhler aus dem Wege räumen."

Während er sprach, trat ein königlicher Kammerherr ein. Er händigte dem Großinquisitor und dem harrenden Herzog zwei Briefe mit der königlichen Unterschrift ein. Es waren die Mandate der Verbannung und Ungnade. Nicht einmal der geisterhafte Rang des Großinquisitors, nicht einmal die tiefschlauen Manöuvres von Lerma's Sohn halfen ihnen etwas gegen die Wachsamkeit und Kraft des neuen Günstlings. Im gleichen Augenblick verkündigte ein Jubelruf der wandelbaren Menge drunten, daß die Wahl des neuen Ministers des Königs bekannt und gebilligt worden. Und Aliaga und Uzeda wechselten Blicke, welche all die Leidenschaften verriethen, die den vereitelten Ehrgeiz zum ärgsten Höllenfeind machen, als sie das gewaltige Geschrei hörten:

„Lang lebe Olivarez, der Reformator!"

Gedämpft und schwach kam dieser Ruf Philipp IV. zu Ohren, als er in seinem Palast neben seinem neuen Minister saß.

„Woher kommt dies Geschrei?“ fragte der König hastig.

„Ohne Zweifel steigt es empor aus den redlichen Herzen Eures loyalen Volks bei der Hinrichtung Calderons.“

Philipp bedeckte sich das Antlitz mit der Hand und sann einen Augenblick nach; dann mit einem sarkastischen Lächeln zu Olivarez sich wendend, sagte er: „Siehe da die Moral vom Leben eines Höflings, Graf! — Was spricht man von der neuen Oper?“ — —

Am Schluß seines Lebens in Ungnade und Verbannung, rief sich der gräfliche Herzog die Worte seines königlichen Gebieters zum ersten Mal, seit sie waren gesprochen worden, ins Gedächtniß zurück.*

* Das Schicksal Calderons hat zu manchen Erzählungen und Sagen Anlaß gegeben. Unter denen, welche einen so ergiebigen Gegenstand am glücklichsten behandelt haben, darf man den gewandten und geistreichen Telesforo de Trueba nennen, in seinem Werk über den Roman Spaniens. In einigen Begebenheiten und Namen hat seine Erzählung, betitelt: Die Schicksale Calderons, Aehnlichkeit mit der obigen Geschichte. Verwicklung, Charaktere und Hauptbegebenheiten sind jedoch weit verschieden in unsern beiderseitigen Behandlungen eines zweideutigen und unbefriedigenden Abschnitts der spanischen Geschichte.

Arasmanes.

Erstes Kapitel.

Es war in den weiten Ebenen Chaldäa's, daß der ehrwürdige Chosfor, keiner der Unberühmtesten unter jenen Hirten-Weisen, von welchen unsre frühste Kenntniß der Himmelslichter herstammt, sein Alter sich dem Grabe zuneigen sah. Auf seinem Todtenbette sprach er noch zu seinem einzigen Sohn, dem jungen Arasmanes, in dessen kindlicher Ergebenheit er selbst in dieser trüben Stunde noch einen Trost und einen Segen fand, und dessen wachsender Ruf wegen seiner Weisheit und Stärke den matten Puls des erlöschenden Lebens noch durch das Gefühl väterlichen Stolzes schwellen machte.

„Arasmanes," begann er, „ich stehe im Begriff, Dir das einzige Geheimniß mitzutheilen, das ich, nach achtzigjährigen Bemühungen, die Geheimnisse der Weisheit zu enthüllen, würdig erachte, es auf meinen Sohn zu vererben. Du weißt, daß ich die fernsten Weltgegenden durchwandert und unter verschiedenen Wechselfällen manche Freuden und viele Genüsse des Lebens gekostet habe. Aus meinen Erfahrungen lerne, daß die Erde nichts besitzt, was das Bestreben belohnen, den Wunsch befriedigen könnte. Wenn Du die Sterne aufs Wasser niederscheinen siehst, so schaust Du ein Bild von dem traumartigen Glanz der Hoffnung; das Licht funkelt auf der Welle, aber weder erwärmt sein Schimmer, noch kann es nur einen Augenblick den Strom in seinem Lauf hemmen nach dem dunkeln Abgrund, welchem er zueilt, sich darin zu begraben und unterzugehen. Erst in

meinem hohen Alter drang sich diese Ueberzeugung meiner Seele auf, und um diese Zeit entdeckte ich in einem der heiligen Bücher, auf welche ich damals meine Forschung richtete, das Geheimniß, welches ich jetzt Deinem Ohr anvertrauen will. Wisse, mein Sohn, an der äußersten Grenze Asiens ist ein Garten, in welchem der Herr des Weltalls den ersten Eltern der Menschen ihren Aufenthalt anwies. In diesem Garten geht die Sonne nie unter, und nie verwelkt die Schönheit des Frühlings. Dort ist weder Ehrgeiz noch Habsucht, noch falsche Hoffnung mit ihrer Tochter Reue. Dort ist weder Alter noch Schwachheit; die Krankheiten sind von jener Luft verbannt; ewige Jugend und die Heiterkeit eines ununterbrochenen Glücks sind das Vorrecht aller dort athmenden Wesen. Einer geheimnißvollen, unbekannten Sünde wegen wurden unsre ersten Eltern aus jenem glücklichen Gebiete verbannt, und ihre Kinder wurden über die weite Erde zerstreut. Uebermenschliche Wesen sind an den Pforten desselben aufgestellt, und Wolken und Dunkel verhüllen es vor dem Auge der gewöhnlichen Menschen. Aber dem Tugendhaften, dem Kühnen ist der Zugang in die Nähe Gottes nicht verwehrt; er kann das Dunkel durchdringen, die furchtbaren Wächter erweichen, und durch die Pforten des göttlichen Landes schreiten. Dorthin also, mein Sohn, dorthin lenke, überzeugt, daß die übrige Erde von Kummer und Sorgen bedeckt ist, auf Glück Deinen Pilgerlauf. Wohl hätte ich gewünscht, daß ich in meinen kräftigeren Jahren, wo meine Glieder noch meinem Willen unterthan gewesen, dies heilige Geheimniß entdeckt und glücklich wieder aufgefunden hätte die Heimath unserer Ahnen. Mache Du Dir meine Kenntniß zu Nutzen, und ich werde, mit der Hoffnung Deines Glückes, zufrieden sterben." Der fromme Sohn drückte die Hand seines Vaters und versprach, seinem letzten Willen zu gehorsamen.

„Aber, o mein Vater!" sagte er, „wie werde ich erfahren, in welcher Richtung ich meinen Weg verfolgen soll? Wer wird in jenes Land mein Führer seyn und wo mein Schlüssel? Kann ein Schiff,

von Menschenhänden erbaut, an seinen Küsten ankern, oder können wir zu dem Kameeltreiber sagen: du näherst dich dem Ziele?"

„Der Alte deutete nach Osten.

„Von Osten," sagte er, „taucht die Sonne auf, ein Vorbild vom Fortschritt des geistigen Lichtes; vom Osten stammt alle Wissenschaft, die wir haben. Suche Du, im schwülen Mittellande geboren, nur bis zum äußersten Ende vorzudringen, und Dich nach den Sternen des Himmels immer in Einer Richtung haltend, erreichst Du zuletzt das Eden, das Dich für alle Deine Mühseligkeiten belohnen wird."

Und Chosfor starb und ward begraben bei seinen Vätern.

Nach kurzer, der Trauer gewidmeten Zeit, nahm Arasmanes Abschied von seinen Freunden, und wandte sich nach Osten und suchte die Thore des Paradieses.

Er pilgerte einige Wochen lang, weit weg und allein, und nur die Sterne waren seine Führer.

Allmälig, wie er weiter zog, fand er, daß das Vorhandenseyn von Eden mehr und mehr eine anerkannte Sache war. Von seiner Kindheit her an die Gesellschaft der Weisen gewohnt, suchte der Wanderer in jeder Stadt und jedem Lager, wo er durchkam, ihre Wohnungen auf. Durch sie ward er in seinem Eifer bestärkt; denn alle bestätigten die dämmernde, ferne, alte Ueberlieferung von einem schönen Lande im fernsten Osten, aus welchem die Geschöpfe der Erde verjagt worden seyen, und das die geflügelten Geister Gottes eifersüchtig gegen jede unheilige Annäherung hüteten. Aber wenn er einem sein kühnes Vorhaben mittheilte, so hatte er die Kränkung, sich nur mit dem Lächeln des Spottes oder dem unglaubigen Blick des Staunens geantwortet zu sehen; Einige hielten ihn für einen Narren, Andere für einen Betrüger; so daß er zuletzt klüglich mit der Offenbarung seiner Absichten an sich hielt und sich begnügte, die Kenntnisse Anderer aufzusuchen und ihre Vermuthungen anzuhören.

Zweites Kapitel.

Endlich arbeitete sich der Wanderer aus einem mächtigen Walde hervor, durch welchen er während einiger Tage seine mühselige Reise verfolgt hatte, und herrlich über alle Begriffe war die Landschaft, die sich jetzt vor seinen Blicken aufthat. Eine Ebene, mit dem reichsten Grün bedeckt, lag vor ihm; durch die Bäume, welche da und dort den smaragdnen Grund überschatteten, waren Alleen gehauen, überwölbt von Gehängen buntfarbiger Blumen, deren Farben durch das glänzende Laub schimmerten und deren Wohlgerüche die Luft gleichsam zu einem Bad umschufen. Ein Bach, klar wie Krystall, floß über goldnen Sand; und wo der Rasen am grünsten war, da löste er sich in köstliche Springbrunnen auf und warf seinen glitzernden Quell empor, gleichsam um der Umarmung der Sonne theilhaftig zu werden, deren Strahlen ihn mit Entzücken küßten.

Der Wanderer blieb, vor Wonne außer sich, stehen; ein Gefühl wollüstigen Taumels, wie er noch nie empfunden, schlich in seine Seele. „Siehe da!“ murmelte er, „meine Aufgabe ist nunmehr gelöst und Eden, das Land der Glückseligkeit und Jugend liegt vor mir!“

Während er so sprach, antwortete eine holdselige Stimme: „Ja, o Du glücklicher Wanderer! Deine Aufgabe ist gelöst, das ist das Land der Glückseligkeit und Jugend!“

Er wandte sich um und ein Mädchen von blendender Schönheit war an seiner Seite. „Genieße die Gegenwart,“ sagte sie, „und so kannst Du der Zukunft Trotz bieten. Ehe die Welt war, brütete die Liebe über der formlosen Oberfläche, bis unter dem Schatten ihrer Fittige das Leben der jungen Schöpfung hervorbrach. So ist denn die Liebe der wahre Gott, und wer ihr dienet, dem gestattet sie den Zutritt zu den Geheimnissen eines Tempels, älter denn die Sterne. Siehe! jetzt betrittst Du die Schwelle dieses Tempels. Du bist im Land der Glückseligkeit und Jugend!“

Bezaubert durch diese Worte, ergab sich Arasmanes der süßen

Berauschung, in welche sie seine Seele versetzten. Er ließ sich von der Nymphe tiefer in das Thal hinein führen, und jetzt traten in tausend Ansichten des Waldes Wesen hervor, theils von phantastischer, theils von der allerharmonischsten Gestaltung. Da waren der Satyr und der Faun und der jugendliche Bacchus, vermischt mit den vielgestalteten Gottheiten Indiens, und den wüsten Gegenständen der egyptischen Kultur; aber zahlreicher als alle waren die Nymphenchöre. welche die Wirklichkeit vergeistigt darstellten, indem sie die Träume von Schönheit verkörperten; und wohin er immer blickte, da schien Ein lächelndes Antlitz unter dem glänzenden Laubwerk hervorzulauschen und durch seinen freudigen, anmuthigen Anblick Freude und Anmuth über Alles auszuschütten; und er fragte, wie dies Wesen, das die Macht zu haben schien, sich nach Belieben zu vervielfältigen, heiße? und sein Name war Eros.

Eine Zeitlang — wie lange? wußte er selbst nicht, denn in diesem Land gab es keine Zeitmessung — stand Arasmanes in dem vollen Glauben, er habe wirklich Eden erreicht. Er fühlte seine Jugend gleichsam handgreiflich, Alles war ihm neu, sogar in der Gestalt des Laubs und im Flüstern der würzigen Lüfte fand er etwas zu bewundern und Stoff zum Erstaunen. In Liebe entbrannt zu dem Mädchen, das ihn zuerst angeredet, war er auf ihren leisesten Wunsch (und sie war voll liebenswürdiger Launen) bereit, den dunkelsten Winkel des Thales zu durchforschen, das ihm jetzt grenzenlos erschien. Nie ermüdete er auch nur eine Stunde lang und es däuchte ihn unmöglich, Ueberdruß zu empfinden und jeden Augenblick wiederholte er bei sich selbst: „Ich weile im Lande der Glückseligkeit und Jugend!“

Eines Tags, als er sich mit seiner Geliebten unterhielt und ihr Angesicht beschaute, erstaunte er zu bemerken, daß, seit er es das letztemal betrachtet, eine Runzel auf der Elfenbeinglätte ihrer Stirne sich eingestellt hatte, und während er die Zuverlässigkeit seines Auges halb bezweifelte, schienen allgemach neue Runzeln auf der Stirne sich zu bilden und die durchsichtigen Rosen ihrer Wangen zu welken

und zu verbleichen! Er verhehlte, so gut er konnte, seinen tödtlichen Schrecken und Verdruß über dieser seltsamen Erscheinung, und unfähig, den Anblick eines Angesichts länger auszuhalten, das ihm zuvor wie eine durststillende Quelle des Entzückens gewesen, suchte er einen Vorwand sich von ihr zu trennen und wandelte verwirrt und bestürzt in seinen Gedanken in den Wald. Die Faunen, die Dryaden und das jugendliche Antlitz des Bacchus und der lachende Eroskopf kamen ihm von Zeit zu Zeit in den Weg; aber das bewundernde Erstaunen, das sie mit einem Zauberreiz umkleidet, war in seiner Brust erstorben. Ja, er meinte, der arme Weingott habe in seinem Wesen etwas einigermaßen Gemeines, und dem Eros gähnte er beinahe hörbar ins Gesicht.

Und jetzt, so oft er mit seiner Lieblingsnymphe zusammenkam, welche als die Königin des Thals galt, hatte er den Verdruß, zu bemerken, wie sich die Runzeln jedesmal tiefer eingegraben hatten; die Jugend schien in reißender Eile sie zu verlassen, und der Gegenstand seiner verzweifelten Liebe war nunmehr, statt eines kaum der Kindheit entwachsenen Mädchens, eine alte Kokette.

Eines Tages konnte er sich nicht enthalten, zu ihr, obwohl mit einiger Verlegenheit, zu sagen:

„Ich bitte Dich, Theuerste, ist es viele Jahre her, daß du dies Thal bewohnst?“

„O freilich, gar viele!“ antwortete sie lächelnd.

„Also bist Du nicht mehr sehr jung!“ versetzte Arasmanes unhöflich.

„Was!“ rief die Nymphe und wechselte die Farbe — „fängst Du an, in meinem Angesicht das Alter zu entdecken? Hat sich schon eine Runzel auf meiner Stirne gezeigt? Du schweigst! O grausames Schicksal, willst Du mir auch diesen Geliebten nicht gönnen?“ und die arme Nymphe brach in Thränen aus.

„Meine theure Geliebte,“ sagte Arasmanes in tödtlicher Verle-

genheit, „es ist wahr, die Zeit beginnt Dich zu beschleichen; aber meine Freundschaft soll ewig dauern.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Nymphe aufstand, einen langen, kummervollen Blick auf ihn heftete, und dann mit einem lauten Schrei ihm aus dem Gesicht verschwand. Dicke Finsterniß sank, wie ein Schleier, auf den Thalgrund; der Jugendreiz des Lebens mit seiner Begleiterin, Poesie, war für immer von den Schritten des Wanderers gewichen.

Ein plötzlicher Schlaf überwältigte seine Sinne. Er erwachte verwirrt und unerquickt und ein langer, sanftansteigender Abhang, doch über sehr grüne Berge, von vielen die Höhe herabrauschenden Strömen gewässert, dehnte sich vor ihm. Von dem Thal, das er irrig für Eden angesehen, war nicht eine Spur geblieben. Er stand wieder auf der wirklichen, festen Erde.

Drittes Kapitel.

Einige Tage mißmuthig und unglücklich verfolgte der junge Abenteurer seinen Weg, noch immer nur nach Osten strebend und immer bemüht, sich über die holdseligen Täuschungen der Vergangenheit, durch die Hoffnung des in der Zukunft ruhenden Eden zu trösten.

Der Abend war still und hell; der Abendstern glänzte auf die ungeheuern Ebenen herab, frei von Anbau und den Behausungen der Menschen, wie noch jetzt der Charakter der östlichen, jüngsten Welt ist; ein seichter Bach, aus dem Spalt eines kleinen, mit Moos bedeckten Felsen sich hervorarbeitend, funkelte unter dem Licht des feierlichen Himmels und floß in weiter Ferne, bis er sich in der Düsterheit eines mächtigen Palmenwaldes verlor. An der Quelle dieses Stroms saß ein bejahrter Mann und eine junge Frau. Und der alte Mann vertraute dem Ohr seiner Tochter — denn in diesem heiligen Verwandtschaftsverhältniß stand Azraaf zu Ochtor — die ersten Lehren von der Weisheit der Welt, jene kühnen aber erhabenen Vermu-

thungen, mit welchen die Philosophie in das Wesen und die Attribute der Gottheit einzudringen suchte; und ehrfurchtsvoll horchte das junge Mädchen zu und sanft schien der Abendstern herunter auf die dunkle aber glänzende Schönheit ihres ernsten Angesichts.

In diesem Augenblick sahen sie einen Fremdling die Hügel herab steigen, welche die mächtige Ebene begrenzten; und dieser selbst kam auch, ermüdet und erschöpft von der langen Reise, an den Bach, um seinen brennenden Durst zu stillen, und den Staub von seiner Stirne zu waschen.

Er bemerkte jetzt erst die Anwesenheit des alten Mannes und des Mädchens; denn sie waren halb versteckt unter dem Schatten des Felsen, aus welchem der Fluß herkam. Aber der alte Mann, einer jener Eremiten der Vorzeit, bei welchen die Weisheit die Tochter der Einsamkeit war, und der, einer streitenden und wilden Welt überdrüssig, sich längst in eine Höhle nicht fern von der Quelle des Flusses zurückgezogen hatte und einsam mit der Natur verkehrte, mit den Erinnerungen an eine verstörte Vergangenheit und der Betrachtung einer geheimnißvollen Zukunft — der alte Mann, sage ich, gewohnt, den seltenen Reisenden, welche von Zeit zu Zeit die Hügel herabkamen und die Städte des Ostens suchten, Nahrung und Obdach gastlich zu gewähren, war der erste, der das Schweigen brach.

Arasmanes nahm dankbar die Anerbietungen des Eremiten an und wurde für diese Nacht Ochtors Gast. Es waren viele Gemächer in der Höhle, die entweder das Werk der Natur oder von früheren Bergjägern war, und in eines von diesen führte der Alte den Fremdling, nachdem sich der Chaldäer mit den einfachen Vorräthen der Einsiedelei erquickt hatte; sie war bedeckt mit getrockneten, wohlriechenden Moosen; und der Schlaf des Arasmanes war lang und er träumte viel anmuthige Träume.

Als er am nächsten Morgen aufstand, fand er seine Wirthe nicht in der Höhle. Er schaute sich um und entdeckte sie wieder an der Quelle des Baches, auf welche die Morgensonne schien und welche

umrauscht war von den Flügeln der glücklichen Waldvögel. Der Fremde suchte seine Wirthe an der Stelle auf, wo sie Morgens und Abends zur Gottheit zu beten gewohnt waren. „Du hast doch nicht die Absicht uns bald zu verlassen," sagte der Eremit, „denn wer von jenen Bergen herabkommt, der muß einen mühsamen Weg zurückgelegt haben und seine Glieder müssen der Rast bedürfen."

Arasmanes, den Blick auf der Azraaf Schönheit geheftet, antwortete: „In Wahrheit, befürchtete ich nicht, Deine ehrwürdigen Betrachtungen zu stören, die Kühle der Ebene und die Ruhe der Höhle, und mehr als Alles Dein Umgang und Dein freundliches Antlitz würden mich vermögen, mein Vater, viele Tage bei Dir zu verweilen."

„Schau, wie die wandernden Vögel dem stillen Bach Leben und Freude geben!" sagte der Weise, „und so sind für den einsam Wohnenden die Fußtritte seines Geschlechts." Und Arasmanes verweilte bei Ochtor dem Greise.

Viertes Kapitel.

„Das also ist Deine Erzählung," sagte Ochtor, „und Du glaubst noch an das fabelhafte Eden von Deines Vaters Träumen? Ohne Zweifel gab es ein solches Land einmal zur Zeit unserer glücklicheren Väter; wie bewahrte sonst die Ueberlieferung sein Andenken für ein Geschlecht, das es nicht mehr sieht? Aber Schatten hüllt es jetzt ein und der Engel bewacht es. Verschwende nicht Dein Leben an die Verfolgung eines Ziels, wozu Dir jeder Leitfaden fehlt, und das Du nie erreichen kannst. Verliere nicht den Reiz der Erde, indem Du den Freuden des Paradieses nachjagest. Bleibe bei uns, mein Sohn, in dieser stillen Zurückgezogenheit. Dies ist das wahre Eden, von dem Dein Vater sprach; denn hieher dringt weder Leidenschaft noch Sorge. Die Kränkungen und Täuschungen der Welt betreffen dies abgeschlossene Thal nicht. Siehe, meine Tochter hat

Gunst gefunden in Deinen Augen — sie liebt Dich — sie ist schön und zärtlichen Herzens. Bleibe bei uns mein Sohn, und vergiß die Lehren, die Dein Vater, satt der Welt, die zu verlassen er doch nie den Muth hatte, Dir ertheilte aus der falschen Weisheit des unzufriedenen Geistes!"

„Du hast Recht, ehrwürdiger Ochtor!" rief Arasmanes mit warmer Begeisterung, „gib mir nur Deine Tochter, so frage ich nach keinem Eden außer diesen Wiesengründen."

Fünftes Kapitel.

Sechsmal hatte die Sonne ihren Lauf wiederholt, und Arasmanes weilte noch in der Höhle Ochtors. In dem schönen Antlitz seiner Azraaf entdeckte er keine Runzeln — ihre unschuldige Liebe erkaltete nicht über ihm; die majestätische Ruhe der Natur hauchte ihren eigenen Frieden in seine Seele und die Belehrungen Ochtors erfüllten ihn mit heiligem Entzücken. Er fand in seiner Weisheit etwas, das zugleich die Leidenschaften besänftigte und die Gedanken begeisterte. Zu Zeiten jedoch, und seit kurzem mehr als früher, empfand er noch eine heftige Sehnsucht nach dem Eden, das er so vergeblich aufgesucht. Er empfand jenen Fluch der Einförmigkeit, das unausbleibliche Erzeugniß der Ruhe.

Am Ende des sechsten Jahres, als sie eines Morgens vor der Thüre der Höhle standen und ihre Heerden ruhig um sie her weideten, kam ihnen plötzlich eine Schaar Menschen von den westlichen Bergen her zu Gesicht; sie waren erblickt worden, ehe sie Zeit zur Ueberlegung gewannen, ob sie sich verbergen sollten; sie hatten jedoch nicht Ursache zur Furcht; die Fremdlinge wünschten nur Erquickung und Ruhe.

Das Haupt dieser Schaar war ein bejahrter Mann von majestätischem Aussehen, gekleidet in die reichsten Gewande des Ostens. Weit umwallte ihn sein Purpurkleid und hell schimmerten die Edelsteine am Gürtel, der sein Schwert hielt. Als er auf Ochtor zuging,

ihn anzureden, da malte sich auf der Miene beider alten Männer Zweifel, Erstaunen, Wiedererkennen und Freude. „Mein Bruder!“ entscholl Beider Munde und der alte Häuptling stürzte an Ochtors Brust und weinte laut. Die Brüder blieben den ganzen Tag allein und mit Anbruch der Nacht schieden sie unter häufigen Thränen; und Zamielides, der Sohn des Häuptlings (der unter der Schaar war), kniete vor Ochtor und Ochtor segnete ihn.

Jetzt, als Alle weg waren und tiefe Stille wieder auf der Ebene ruhte, ging Ochtor allein aus und Azraaf sagte zu ihrem Gatten: „Meines Vaters Gemüth scheint beunruhigt und betrübt; gehe hin, mein Geliebter, ich bitte Dich, und tröste ihn; der Thau liegt dicht auf dem Grase und mein Vater ist sehr alt.“ Am Strande des Flusses stand Ochtor mit auf der Brust gekreuzten Armen; die Flußpferde hörte man in der Ferne schnauben und die wilden Zebra kamen an das Wasser, um zu trinken; die Nähe der wilden Thiere machte die Einsamkeit des alten Mannes noch ergreifender.

„Warum bist Du beunruhigt, mein Vater?“ fragte Arasmanes.

„Habe ich nicht Abschied genommen von meinem nächsten Blutsfreund?“

„Aber Du hattest gar keine Hoffnung gehabt, ihn wieder zu sehen; und sind Dir nicht Deine Kinder geblieben?“

Ochtor schüttelte mit ungewohnter Ungeduld die Hand.

„Hört mir zu, Arasmanes. Wisse, Zamiel und ich waren Brüder. Jung und feurig, strebten wir Beide nach der Herrschaft unseres Stamms und jeder von uns bildete sich ein, die Eigenschaften zu besitzen, welche die Herrschaft sichern; aber, merk' auf, mein Arm war stärker auf dem Schlachtfeld und mein Verstand war feiner im Rathe. Wir strebten und machten Entwürfe und stiegen zu hoher Achtung in unserem Stamm; aber der Neid war geschäftig gegen unsre Namen. Unsere Heerden wurden geraubt — wir waren von der Höhe unsers Standes herabgerissen, wir sahen uns unseren Sklaven gleichgestellt. Da faßte ich Widerwillen gegen mein Geschlecht, ich ver-

ließ ihre Städte, und in diesen weiten Einöden vergaß ich im Schoß der Zufriedenheit den Ehrgeiz. Aber mein Bruder hatte ein hoffnungsreicheres Herz; unter geduldiger Stirne barg er den Grimm, den er empfand. Siehe! er ist belohnt worden! Seine Stunde kam — er versammelte seine Freunde im Stillen — er überfiel die Feinde in der Todesstille der Nacht; und am Morgen, siehe, ward er als Oberhaupt des Stammes begrüßt. Heute Nacht reitet er mit seinem Sohn zum König der Stadt der goldenen Paläste, mit dessen Tochter dieser Sohn sich vermählen soll. Hätte ich nicht schwachherzig mich von meinem Stamm losgesagt, wäre ich nicht hiehergeflohen: dies ruhmvolle Loos wäre das meinige gewesen; ich wäre der Beherrscher meines Stammes geworden, und hätte meine Tochter mit Königen vermählt. Wunderst Du Dich jetzt noch, daß ich unruhig bin, und daß mein Herz bekümmert ist in mir?"

Und Arasmanes sah, daß der Weise nur darum sich über die Welt gestellt hatte, weil er von der Welt gekränkt war.

Und Ochtor nährte den Mißmuth, den er gefaßt, bis zu seinem Todestag; und binnen drei Monaten von dieser Nacht begrub ihn Arasmanes an der Quelle des einsamen Flusses.

Sechstes Kapitel.

Ochtors Tod und sein demselben vorangegangenes Geständniß erschütterten Arasmanes tief. Er wachte gleichsam aus einem langen Schlaf auf. Die Einsamkeit hatte ihren Zauber verloren, und er empfand, wie Unthätigkeit für sich schon die Mutter der Reue seyn kann. „Wenn," dachte er, „ein so weiser und tiefer Geist, wie Ochtor, so empfindlich war für die Erinnerungen des Ehrgeizes — wenn er, am Rande der Gruft, so bitter die Einsamkeit beklagte, in welche er seine Jahre begraben hatte, und auf die erste Botschaft aus der Welt hin, fühlte, daß er die Verheißungen und Kräfte seines Lebens verschwendet habe, um wie viel mehr müßte ich solchen Gefüh-

len zugänglich seyn, in der Blüthe des Mannesalters, und ehe ich das Eine große Ziel, dessen Verfolgung ich meinem Vater zugeschworen, erreicht, ohne daß ich den Versuch dazu gemacht habe. Wahrlich, es geziemt mir keine Zeit mehr in diesen unbewohnten Wüsten zu verlieren, sondern mich aufzumachen, meine Lenden zu gürten und mit Azraaf, meinem Weibe, das Eden zu suchen, in das wir zusammen einziehen wollen!"

Diese Gedanken reiften bald zum Entschluß, und um so schneller, als seit Ochtors Tode Arasmanes keine theilnehmende Seele mehr für seine erhabeneren und ernsteren Gedanken hatte. Azraaf war schön und edel; aber sobald er von den Sternen zu sprechen anfing, gähnte sie ihm unverhohlen ins Gesicht. Sie war ganz mit der Einsamkeit zufrieden, denn sie wußte von keiner andern Welt, und die Heerden und der Bach und jeder alte Busch um die Höhle galten ihr als Gesellschaft; aber ihre Zufriedenheit war, wie Arasmanes zu entdecken begann, die der Unwissenheit und nicht die der Weisheit.

Azraaf weinte bitterlich, als sie die Höhle verließen; aber allmälig, als sie langsam weiter reisten, söhnte sie die Neuheit dessen, was sie sahen, mit der Veränderung aus; und sie hörte auf, ausgenommen bei Nacht, wenn ihre Lebensgeister erschöpft waren, ihr Heimweh nach dem Bach und der ruhigen Höhle zu äußern. Sie wandelten einige Wochen lang ostwärts und begegneten unterwegs keinem lebenden Wesen, außer einigen Schlangen und Truppen wilder Pferde.

Endlich eines Abends befanden sie sich in den Umgebungen einer glänzenden Stadt. Als sie sich den Thoren näherten, taumelten sie zurück, geblendet von dem Glanz; denn die Thore waren von polirtem Gold, das funkelte und blitzte in dem sonnenhellen Licht von den Naphtalampen, welche in großer Menge an den mächtigen Mauern hingen.

Sie erkundigten sich, als sie durchs Thor gingen, nach dem Namen der Stadt, und hörten mit einiger Ueberraschung und noch größrer Freude, sie sey genannt: die Stadt der goldnen Paläste.

„Nun hier," rief Azraaf, „werden wir wohl aufgenommen werden, denn meines Vaters Brudersſohn iſt mit der Tochter des Königs vermählt."

„Und hier wird es auch viele Weiſe geben," dachte Arasmanes, „welche ohne Zweifel Kenntniß von der wahren Lage Edens beſitzen werden."

Sie waren, wie ſie weiter durch die Straßen gingen, ſehr erſtaunt über das Treiben und Leben und die Munterkeit, welche ſogar in dieſer ſpäten Stunde noch überall herrſchten. Mit der Unbefangenheit, welche Menſchen natürlich iſt, die ſo lang in der Einöde gelebt, fragten ſie ſofort nach dem Palaſt des Königs. Zuerſt fragte Arasmanes einen jungen Herrn, der, ſehr koſtbar gekleidet, die Straße entlang ging, und ſich ſorgfältig in Acht nahm, um nicht den Saum ſeines Kleides zu beſchmutzen. Der junge Herr ſah ihn mit ernſtem Erſtaunen an und ging vorüber. Dann fragte er einen rauhen Bauer, der ein Bündel Holz auf den Schultern daherſchleppte. Der Bauer lachte ihm ins Geſicht, und Arasmanes, empört über die Beleidigung, ſtreckte ihn zu Boden, dann kamen ſie an einem Richter vorbei und Arasmanes that an ihn dieſelbe Frage.

„Des Königs Palaſt!" ſagte der Richter, „und was ſucht Ihr in des Königs Palaſt?"

„Seht, des Königs Tochter iſt vermählt mit dem Vetter meiner Frau."

„Eurer Frau Vetter! Du biſt ein Narr, daß du ſo ſprichſt; aber halt, du ſiehſt arm aus, guter Freund! (hier runzelte der Richter entſetzlich die Stirne) Deine Kleider ſind vertragen und abgeſchabt. Ich bilde mir ein, du haſt weder Silber noch Gold?"

„Du haſt Recht," verſetzte Arasmanes, „ich beſitze keines von Beiden."

„Hoho!" rief der Richter, „er geſteht ſeine Schuld; er bekennt, daß er weder Silber noch Gold hat. Hieher, Soldaten, greift dieſen Mann und dieſe Frau. Fort mit ihnen ins Gefängniß; und

laßt sie morgen zur Fällung des Todesurtheils vorführen; wir wollen dann entscheiden, ob sie gehängt werden oder Hungers sterben sollen. Die Elenden haben wahrhaftig weder Silber noch Gold; und was noch schlimmer ist, sie gestehen es!"

„Ist's möglich!" rief die Volksmenge, und ein Schauer des Entsetzens durchrieselte alle Umstehenden. „Weg mit ihnen, weg mit ihnen! Langes Leben dem Richter Kaly, dessen Auge nie schläft, und der uns immer vor den Armen bewahrt!"

Der Richter ging weiter. Thränen des tugendhaften Entzückens vergießend über den Ruf, den er sich erworben.

Arasmanes und Azraaf wurden ins Gefängniß weggeschleppt, wo Azraaf sich selbst in Schlaf heulte, und Arasmanes, mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte seinen Betrachtungen nachhing über die wirklich seltsamen Begriffe vom Verbrechen, welche alle Söhne der Stadt der goldnen Paläste zu hegen schienen. Am nächsten Morgen wurden sie durch lauten Lärmen unter den Fenstern ihres Kerkers gestört. Nichts konnte dem Geschrei gleich kommen, das sie hörten, aber es schien ein Freudengeschrei. Wirklich war an diesem Morgen die Prinzessin, welche Azraafs Vetter geheirathet, glücklich ihres ersten Kindes genesen; und groß war die Freude und der Jubel in der ganzen Stadt. Nun war in dieser Stadt die Sitte, daß so oft ein Glied der Königsfamilie die Bevölkerung der Welt zu vermehren geruhte, der Vater des Kindes in allen Gefängnissen der Stadt herumging und die Gefangnen frei ließ. Welches Glück für Arasmanes und Azraaf, daß die Prinzessin entbunden wurde, ehe sie gehängt waren!

Und näher und näher unter Cymbeln- und Paukenschlag, mit Fahnen und Speeren über und um ihn her, kam der junge Vater zu dem Kerker, wo unser unglückliches Paar eingesperrt war.

„Habt ihr außerordentliche Verbrecher in Eurem Gefängniß?" fragte der Fürst den Oberschließer; denn er machte sichs damals zum Anliegen, leutselig zu seyn.

„Nur Einen Mann, mein Gebieter, der letzte Nacht aufgegriffen wurde; und der rund heraus gestand, bei kaltem Blut und ohne Tortur, er habe weder Silber noch Gold. Es ist tausendmal Schade, daß ein solcher Bösewicht soll freigelassen werden!"

„Ihr habt Recht," sagte der Prinz, „und welche Unverschämtheit, sein Verbrechen zu gestehen! Ich möchte gern einen so außerordentlichen Mann sehen!"

Mit diesen Worten stieg der Prinz ab und folgte dem Schließer zu der Zelle, worin Arasmanes und seine Gattin eingesperrt waren. Sie erkannten sofort ihren Verwandten; denn in jenem frühen Weltalter hatten die Leute, die in Noth waren, ein wunderbar behendes Gedächtniß, mächtige Verwandte wieder zu erkennen. Azraaf eilte, sich an des Prinzen Hals zu werfen (was die Wächter rasch verhinderten), und der stolze Arasmanes begann, seinen kräftigen Dank für den Besuch auszusprechen.

„Diese Leute sind toll," rief der Prinz hastig. „Laßt sie los, aber zuerst muß ich mich losmachen." So sagend, sprang er so rasch die Treppen hinunter, daß er fast den Hals brach; dann stieg er zu Pferd, und verfolgte unter dem Jauchzen des Volks seinen Weg in die andern Gefängnisse.

Arasmanes und Azraaf waren jetzt wieder auf die Straße entlassen. Sie waren außerordentlich hungrig; sie gingen in den nächsten Bäckerladen, den sie sahen, und baten um Erfüllung der Pflichten der Gastfreundschaft.

„Recht gern; aber zuerst euer Geld!" sagte der Bäcker. Arasmanes, durch Erfahrung gewitzigt, hütete sich wohl, zu sagen er habe kein Geld, „aber ich habe es," sagte er, „in meiner Wohnung liegen lassen. Gib mir jetzt das Brod, und siehe, ich will dich morgen bezahlen."

„Sehr wohl, sagte der Bäcker, „aber dieß Euer Schwert hat einen schönen Griff; laßt es mir hier, bis Ihr mit Eurem Geld wieder kommt."

So nahm denn Arasmanes das Brod und ließ das Schwert da.

Sie waren jetzt erquickt, und beschloßen, eine so gefährliche Stadt sobald als möglich zu verlassen, als sie gerade, wie sie einer engen Straße zu gingen, plötzlich von sechs Soldaten ergriffen, geknebelt, ihnen die Augen verbunden und sie so fortgeschleppt wurden, sie wußten nicht wohin. Endlich merkten sie, daß sie eine Treppenflucht hinauf geführt wurden. Wenige Augenblicke später wurden Knebel und Binden aus Mund und vom Auge genommen, und sie sahen sich in einem glänzenden Saale, ganz allein bei dem Prinzen, ihrem Vetter.

Er umarmte sie zärtlich. „Verzeiht mir," sagte er, „daß ich mich stellte, Euch vergessen zu haben; aber es stand mein ganzer Ruf in dieser Stadt auf dem Spiele, wenn ich Verwandte anerkannte, welche gestanden, weder Silber noch Gold zu besitzen. Beim Bart meines Großvaters, wie konntet ihr so unklug seyn? Wißt ihr nicht, daß Ihr in einem Lande seyd, wo alle Leute nur Eine Gottheit verehren, den Gott der edlen Metalle? Keine edlen Metalle haben, heißt keine Tugend haben; es gestehen, heißt ein Atheist seyn. Keine Macht hätte Euch vom Tod entweder am Galgen oder durch Hunger gerettet, wenn nicht die Prinzessin, meine Gattin, zu gutem Glück heute entbunden worden wäre."

„Welch sonderbares — welch barbarisches Land!" rief Arasmanes. „Barbarisch," rief der Prinz ihm nach: „das ist das civilisirteste Volk auf der ganzen Welt — ja, dieß ist von der ganzen Welt anerkannt. In keinem Land ist das Volk so reich, und deßwegen so glücklich. Für die, welche kein Geld haben, ist es freilich ein schlimmer Aufenthaltsort; für die, welche Geld haben, ist es das Land der Glückseligkeit selbst. Ja, es ist das wahre Eden."

„Eden! Was, habt ihr auch von Eden gehört?"

„Gewiß! und hier ist es — das Land der Freiheit, der Glückseligkeit, des Goldes!" rief der Prinz mit Begeisterung, „bleibt nur bei uns und seht zu!"

„Ohne Zweifel," dachte Arasmanes, „dieß Land liegt im fernsten Osten; es hat mich Anfangs ungastlich empfangen; aber vielleicht war die Gefahr, der ich entrann, nur das Sinnbild und allegorische Andeutung des Engels mit dem Schwerte, von dem die Ueberlieferung sprach. Aber," sagte er laut, „ich habe kein Gold und kein Silber, o mein Prinz!"

„Kümmert Euch deßhalb nicht," antwortete der gütige Zamielides, „ich habe genug für Alle. Ihr sollt gleich für diesen Tag damit versorgt werden."

„Aber werden die Leute nicht in mir den armen Fremdling wieder erkennen?"

Der Prinz lachte einige Minuten so laut, daß sie fürchteten, er möchte in Krämpfe verfallen.

„Was für ein Schlag von Mensch bist Du, Arasmanes?" sagte er, nachdem er sich wieder so weit erholt hatte, um zu antworten. „Weißt Du nicht, daß die Leute in dieser Stadt nie wissen, was Einer früher war, wenn er nur einmal reich ist? Erscheine morgen in Purpur, und sie lassen sich nicht davon träumen, daß sie Dich gestern in Lumpen sahen."

Siebentes Kapitel.

So führte denn der gütige Zamielides seine Verwandten in sein eigenes Zimmer, und ließ sie daselbst, um die glänzenden Kleider anzulegen, welche er für sie hatte zurüsten lassen. Er gab ihnen einen Palast und große, reiche Waarenhäuser. „Schau," sagte er, indem er Arasmanes auf die Spitze eines mächtigen Thurmes führte, welcher das Meer beherrschte, „schau jene Schiffe, die wie ein Mastenwald in jenem geräumigen Hafen emporsteigen! die sechs Fahrzeuge mit grünen Flaggen sind Dein. Ich will Dich die Geheimnisse des Handels lehren und bald wirst Du so reich seyn, als ich selbst."

„Und was ist der Handel, mein Gebieter?" fragte Arasmanes.

„Es ist der Gottesdienst, womit die Leute dieses Landes ihre Gottheit verehren," antwortete der Prinz.

Achtes Kapitel.

Man bewarb sich von allen Seiten um Arasmanes; ein so weiser, so bezaubernder Mann war nie in die Stadt der goldnen Paläste gekommen; und was die Schönheit der Azraaf betraf, so wurde sie für das Meisterwerk der Natur erklärt. Berauscht von der ihnen erwiesenen Huldigung, und dem Glanz, in dem sie lebten, verstrichen ihnen die Tage in einem Taumel wollustvollen Entzückens.

„Recht hast du, o Zamielides!" rief Arasmanes aus, als seine Schiffe mit neuen Schätzen beladen zurückkehrten: „die Stadt der goldnen Paläste ist das wahre Eden!"

Neuntes Kapitel.

Drei Jahre hatte jetzt Arasmanes in der Stadt zugebracht, und man kann sich denken, daß ein großer Wechsel mit seiner Person vorgegangen war; die Farbe der Gesundheit war auf seinen Wangen erblichen; seine Stirne war von Sorgen gefurcht, sein Schritt langsam, sein Mund eingekniffen. Er meinte nicht mehr, im wahren Eden zu seyn, und doch hätte er kaum um Edens willen die Stadt der goldnen Paläste verlassen. Ganz und allein durch das Geschäft: Geld zu erwerben und zu verschwenden, in Anspruch genommen, ward er verzehrt von der beständigen Furcht, sein Vermögen zu verlieren und der beständigen Sorge, es zu vermehren. Er zitterte bei jeder schwärzern Wolke, die am Himmel schwebte; er wurde blaß bei jeder ungestümmeren Welle, welche das Meer bewegte. Er lebte ein Leben der glänzenden Sorge, und die Vergnügungen, welche es heben sollten, waren ermüdend wegen ihrer Eintönigkeit. Seine einst vergötterte Azraaf sah er nur wenig. Ihre Beschäftigungen trennten sie von ihm. In einem so civilisirten Lande konnten sie nicht immer

beisammen seyn. Wenn er von seinen Schiffen sprach, langweilte er sie zum Sterben; wenn sie von den Festen redete, welche sie geschmückt, war ihm diese Erzählung eben so zuwider.

Zehntes Kapitel.

Der Hof war in Trauer versenkt. Zamielides war von einem Fieber ergriffen worden. Alle Weisen besuchten ihn; aber er wandte sich mit dem Gesicht gegen die Wand und starb. Arasmanes betrauerte ihn aufrichtiger, als irgend Einer: denn abgesehen davon, daß Arasmanes große Ursache hatte, ihm dankbar zu seyn, wußte er auch, daß wenn ein Unfall seine Schiffe träfe, er keinen so bereitwilligen Freund finden würde, ihm den Verlust zu ersetzen. Dieß machte ihn ängstlicher als je um Sicherstellung seines Vermögens. Ein Jahr nach diesem Ereigniß erachtete es der König der Stadt der goldnen Paläste angemessen, in den Krieg zu ziehen. Der Krieg dauerte vier Jahre, zwei Millionen Menschen wurden auf beiden Seiten getödtet. Im zweiten Jahre wohnte Arasmanes einem glänzenden, am Hof gegebenen Feste bei. Ein Bote kam keuchend und athemlos an. Eine große Seeschlacht war geschlagen worden. Zehntausend von des Königs Unterthanen waren getödtet.

„Aber wer gewann die Schlacht?“ rief der König.

„Eure Majestät.“

Die Luft erscholl von Freudejauchzen.

„Nur Ein kleiner Unfall,“ fuhr der Herold fort, „begab sich am nächsten Tage. Drei von den zerstreuten Kriegsschiffen des Feindes stießen auf die Schiffe einiger unsrer Kaufleute, welche mit Schätzen beladen von Ophir zurückkehrten, und zur Rache verbrannten und versenkten sie dieselben.“

„Waren meine Schiffe darunter?“ fragte Arasmanes mit zitternder Stimme.

„Von Deinen Schiffen sprach ich eben,“ antwortete der Bote.

Aber kein Mensch dachte an Arasmanes oder an die zehntausend getödteten Unterthanen. Die Stadt war vor Freude darüber, daß Seine Majestät den Sieg davongetragen, ganz außer sich.

„Weh, ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann!“ sagte Arasmanes, und saß da, Asche auf dem Haupt.

„Und wir können keine Feste mehr geben,“ seufzte seine Frau.

„Und Jedermann wird uns mit Füßen treten,“ sagte Arasmanes.

„Und wir müssen unsern Palast aufgeben,“ wimmerte die sanfte Azraaf.

„Aber Ein Schiff bleibt mir!“ rief Arasmanes auffahrend; „es ist jetzt im Hafen. Ich will selbst sein Capitän werden. Ich will selbst damit nach Ophir segeln. Ich will mein Vermögen retten, oder bei dem Versuch untergehen.“

„Und ich will dich begleiten, mein Geliebter,“ rief Azraaf aus, sich ihm um den Hals werfend, „denn ich kann das Mitleiden der Frauen nicht ertragen, die ich sonst ausgestochen.“

Die See war ruhig und der Wind günstig, als das unglückliche Paar ihr letztes Schiff bestieg; und eine ganze Woche lang drehte sich die Klatscherei bei Hofe um die Thorheit des Arasmanes und die treue Ergebenheit seiner Gattin.

Eilftes Kapitel.

Wenige Wochen waren sie auf der See, als ein widriger Wind sich erhob, der sie ganz von ihrer vorgesetzten Bahn verschlug. Umsonst lärmte der Steuermann und donnerte Arasmanes; sie wurden ostwärts getrieben, und endlich gestanden auch die ältesten und erfahrensten Seeleute, sie seyen in Gewässer gerathen, die ihnen gänzlich unbekannt wären. Erschöpft und entmuthigt entdeckten sie endlich, als eben ihr Wasser aus und ihre Vorräthe auf der Neige waren, Land, und mit Einbruch der Nacht warf das Schiff an einer grünen, anmuthigen Küste Anker. Die Bewohner, halb nackt und

kaum dem ersten, wilden Naturzustand entwachsen, eilten herbei, sie zu begrüßen und zu unterstützen; an mächtigen Feuern trockneten die Seeleute ihre nassen Kleider, und vergaßen die ausgestandnen Mühsale. Sie blieben einige Tage bei den gastfreundlichen Wilden, besserten ihr Fahrzeug aus, und versahen sich mit neuen Vorräthen. Aber was hauptsächlich Arasmanes Aufmerksamkeit auf sich zog, das war der Anblick einiger köstlichen Diamanten, die der Häuptling der Wilden in einer rohgearbeiteten Krone auf dem Kopfe trug. Er erfuhr durch leichtverständliche Zeichen, daß diese Diamanten im Ueberfluß sich vorfänden auf einer gewissen Insel im äußersten Osten, und daß von Zeit zu Zeit große Felsstücke, worin sie eingeschlossen wären, an den Strand geworfen werden. Als aber Arasmanes seine Absicht, diese Insel aufzusuchen, zu erkennen gab, suchten ihm die Wilden durch Geberden des Entsetzens und Widerwillens die Gefahren anzudeuten, welche das Unternehmen bedrohten und ihm den Versuch abzurathen. Von Natur kühn und verzehrt von Durst nach Reichthum, ließ sich der Chaldäer von diesen Zeichen nur wenig anfechten, und an einem schönen Morgen trat er wieder die Reise an. Beständig gegen Osten steuernd und vom Winde begünstigt, wurden sie am zehnten Tag eines gewaltigen Felsens ansichtig, der fernher über das Wasser mit so schimmerndem Glanz hinstrahlte, daß er die Augen der Seeleute blendete. Diamanten und Rubinen, Smaragden und Karfunkel blitzten auf dem schwarzen Boden des Felsen und schmeichelten dem Herzen des niedrigsten Seemanns, mit der zuversichtlichen Hoffnung unermeßlicher Reichthümer. Nie sah man Menschen so vor Freuden außer sich, wie diese ganze Schiffsmannschaft, als das Fahrzeug sich der Küste näherte. Die See war an dieser Stelle seicht und eingeengt; man sah auf die gegenüberliegende Küste — sie war schwarz, uneben und unbewachsen, voll spitzer Felsen, um welche die Wellen ihren weißen Gischt emporschleuderten, die gefährliche Annäherung verwehrend; das beachteten aber jene auf der entgegengesetzten Seite wenig, als ihre Augen nach der Insel der köstlichen Steine sich

hinrichteten. Sie waren in der Mitte der Meerenge, als plötzlich die Gewässer unruhig und stürmisch wurden; das Schiff schwankte herüber und hinüber; etwas Glänzendes erschien unter der Meeresfläche, und endlich entdeckten sie deutlich die Schuppen und den Schwanz einer ungeheuern Schlange.

Darob ergriff ein plötzliches Entsetzen die ganze Mannschaft; sie erkannten die Wahrheit der Sage, die damals alle Seeleute wußten, daß im äußersten Osten die ungeheure Meerschlange lebe, deren Lager sich noch kein Fahrzeug unzerschmettert nahte. Alle Gedanken an den Diamantfelsen waren ihren Seelen entschwunden. Sie fielen mit Einemmal auf die Kniee und stammelten bewußtlos ihre Gebete. Aber hoch über allen ragte die schlanke Gestalt des Arasmanes empor, wenig kümmerte er sich um Schlange und Sage. Ruf, Vermögen und Leben waren auf Einen Wurf gesetzt. „Steh auf!“ sagte er, den Steuermann aufrüttelnd, „oder wir treiben auf die gegenüberliegende Küste! Siehe, die Insel mit unerschöpflichem Reichthum schimmert uns entgegen.“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als mit einem langsamen und fürchterlichen Ruck die Schlange des Ostmeers ihr Haupt aus dem Ocean erhob. Dunkel und ungeheuer, wie die gewaltigste Höhle, worin je Eulen und Molche hausten, war der Abgrund seines Schlundes, und die gleißenden, schrecklichen Augen überglänzten sogar den Schimmer des Diamantfelsen.

„Ich biete dir Trotz!“ rief Arasmanes, sein Schwert über dem Haupt schwingend, als plötzlich das Schiff um und um gewirbelt wurde; der kühne Chaldäer ward mit Gewalt aufs Verdeck geschleudert; er fühlte, wie die Wasser über ihm brausten und dunkelten; und dann verließ ihn alles Gefühl des Lebens.

Als Arasmanes wieder zu sich kam, lag er auf dem heißen Sand der der Diamanteninsel gegenüberliegenden Küste. Trümmer des Fahrzeugs waren zerstreut um ihn her, und da und dort die Leichname der Seeleute. Aber zu seinen Füßen lag, aufgetrieben und

verzerrt, die Gestalt seiner schönen Azraaf; Meergras hatte ihre Glieder umsponnen, und mißgestaltete Schaalthiere durchkrochen ihre schönen Haare. Thränen traten dem Chaldäer ins Auge, und seine ganze frühere Liebe zu Azraaf kehrte zurück, und er warf sich nieder, neben ihrem entstellten Leichnam, und raufte sein Haar; die Entwürfe seiner letzten Jahre waren aus seinem Gedächtniß wie Traumbilder entschwunden, und er erinnerte sich nur noch der einsamen Höhle und seiner betenden Braut.

Die Zeit verfloß, und Azraaf ward im Sand begraben; Arasmanes riß sich von dem einsamen Grabe los, und in das Innere des Küstenlandes eindringend, suchte er wieder die Wohnungen von Menschen aufzufinden. Er reiste weit unter einer brennendeu Sonne; bei Nacht umgab er seine Lagerstatt mit einem Kreis von Feuer, denn die reißenden Thiere und gewaltigen Schlangen waren in der Nähe; armselig und ungesund war die Nahrung von Beeren und groben Wurzeln, die sich hie und da in den furchtbaren Einöden zeigten, welche er durchwanderte; und auf dieser Reise voll Mühseligkeit und Drangsalen hielt er Zwiesprach mit seinem eigenen Herzen. Er fühlte sich von den schlimmen Leidenschaften wie für immer geheilt. Die Habsucht schien aus seiner Brust gewichen, und er träumte: kein unheiliger Wunsch könne ihren zertrümmerten Thron je wieder einnehmen.

Eines Tags, tief in der Wüste, wurde er eines glänzenden Reiterzugs ansichtig — glänzend im eigentlichen Sinne, denn die Reiter waren in Waffen von Erz und Stahl gehüllt, und die glühende Sonne ließ ihre Strahlen darauf abprallen, daß es war, wie der Lauf eines Lichtstromes. Arasmanes stand stille, und sein Herz schwoll hoch auf in ihm, als er über die weiten Ebnen hin die kriegerischen Klänge der Trommete und des Gongs schallen hörte, und die Pracht und Herrlichkeit des Kriegs erkannte.

Der Reiterzug kam heran, und der Anführer, der an der Spitze der Schaar ritt, hielt sein Pferd an, indem er verwundernd die edlen

Glieder, den stolzen Wuchs und das unerschrockne Auge des Chaldäers betrachtete. Der Anführer ließ seine Dolmetscher kommen, und da in jenem Zeitalter die Sprachen des Ostens nur wenig verschieden waren, konnte der Anführer der Krieger leicht mit dem Pilger verkehren. „Wisse," sagte er, „wir sind auf dem ruhmvollsten Unternehmen begriffen, das je Menschenkindern in den Sinn gekommen. Im fernsten Osten ist ein Land, von welchem Dir vielleicht Dein Vater gesagt haben mag — ein Land der ewigen Jugend und Glückseligkeit und sein Name ist Eden." Arasmanes staunte, er konnte kaum seinen Ohren trauen. Der Krieger fuhr fort: „Wir sind von dem Stamme, der dem Osten zunächst liegt, und jenes Land ist deßwegen ein Erbtheil, auf welches wir unter allen Sterblichen am meisten Anspruch haben. Einige von unsern Jünglingen haben zu verschiedenen Zeiten versucht, in dasselbe vorzudringen, aber übernatürliche Kräfte haben ihren Versuch vereitelt. Und nun, da ich auf den Thron meiner Väter gelangt bin, habe ich beschlossen, mit Waffengewalt es anzugreifen und zu erobern. Betrachte meine Schaar. Sahst Du je, o Chaldäer, Männer von solchen Gliedern und Wuchs, mit solchen Angriffswaffen und Schilden zur Vertheidigung? Kannst Du Dir Männer denken, würdiger eines solchen Triumphes und sicherer, ihn zu erringen? Auch Du hast Körperverhältnisse, welche über gewöhnliche Männerkraft hinausgehen — Du verdienst einer der Unsrigen zu seyn. Komm, sprich Dein Wort und die Gewaffneten sollen Dich in Stahl kleiden und Du sollst zu meiner Rechten reiten!"

Das Wiehern der Pferde, der Schall der Musik und die stolze Stimme des Anführers — alles entflammte dem Arasmanes das Blut. Er bedachte nicht die Gottlosigkeit des Angriffs; er dachte nur an den Ruhm; das Ziel seines ganzen Lebens schien ihm jetzt handgreiflich nahe gerückt. Er ergriff mit Begierde die Einladung des Kriegers; die Gewaffneten hüllten ihn in Stahl, Straußenfedern wallten ihm von der Stirne, und er ritt zur Rechten des Kriegsfürsten.

Zwölftes Kapitel.

Der reisige Zug war nicht ohne Führer, denn da sie so nahe dem Aufgang der Sonne wohnten, war, was bei Andern nur Sage war, bei ihnen Einsicht; und viele unter ihnen waren schon der Gegend von Eden zugereist und hatten die schwarze Wolke gesehen, die es einhüllt und gezittert vor dem Ton der rauschenden und unsichtbaren Flügel, welche darüber schwebten.

Arasmanes vertraute dem Krieger seine ganze Geschichte; sie schworen sich ewige Freundschaft, und die Heerschaar sah auf den Chaldäer als einen Mann, den ihnen Gott zum Beistand gesandt. Denn was das sonderbarste war, nicht Einer von der Schaar schien von Ferne daran zu denken, daß Etwas Unheiliges und Frevelhaftes sey an der kühnen Unternehmung, zu welcher sie sich verbindlich gemacht hatten; gewohnt, Blutvergießen wie eine Tugend zu betrachten, wie hätten sie ein Verbrechen darin erblicken sollen, den Garten des Paradieses mit Gewalt zu erobern?

Durch Wüsten und Einöden führte sie ihr Weg, und obgleich ihre Zahl täglich dünner wurde, durch die Mühseligkeiten und Mangel an Lebensmitteln und den Gluthauch der heißen Winde, schienen sie doch in ihrem Eifer nicht nachzulassen oder Reue zu fühlen bei den Widerwärtigkeiten, welche sie erduldeten.

Dreizehntes Kapitel.

Finsterniß breitete sich aus wie eine Mauer! Vom Himmel sank auf die Erde herunter die handgreifliche, dicke Nacht, welche das Bollwerk des Landes Eden war. Kein Gegenstand glänzte durch diese undurchdringliche Schwärze; von diesen endlosen Mauern wehte kein Banner; kein sterblicher Kämpfer trat zürnend dem traurigen Anzug entgegen; Alles wäre in Todesstille geblieben, hätte man nicht von Zeit zu Zeit das stattliche Rauschen wie eines gewaltigen Wassers

vernommen; und sie wußten, daß es das Rauschen der geflügelten Wächter war.

Der Zug machte Halt vor dem Dunkel, stumm und schauererfüllt; ihre Augen scheuten zurück vor dem düstern Anblick und hafteten auf ihres Führers emporragendem Helm mit schneeweißen Federn. Und er gebot ihnen die Naphtafackeln, welche sie mitgebracht, anzuzünden und ihre Schwerter zu ziehen; und auf das gegebene Zeichen brachen Reiter und Roß ein auf die Mauern der Nacht. Einen Augenblick blitzten und funkelten die Fackeln durch die Finsterniß und erloschen dann plötzlich; aber durch die Schatten kam eine riesenhafte Hand, ein Flammenschwert schwingend und wohin sie sich wandte, da erschlug jeder den ihm Nächststehenden, der Vater fand den Tod von der Hand des Sohnes — der Bruder fiel röchelnd unter dem Todesstreich des Bruders; Geschrei und Gekreisch und das Stampfen der scheugewordenen Pferde erscholl durch die gespaltnen Schatten — gespalten nur durch das mächtige Schwert, wenn es von Reihe zu Reihe schwebte und die Nacht vor seinen Strahlen zurückwich.

Vierzehntes Kapitel.

Bis zum Abend war das Werk vollbracht; nur ein schwacher Rest von Kriegern, dem allgemeinen Gemetzel entronnen, lag erschöpft an der Erde, vor der dunkeln Schutzmauer Edens. Arasmanes hielt noch zuletzt in dem gräßlichen Dunkel aus; denn als er kämpfend in dem Gedränge der Sterbenden und Todten lag, schien das Dunkel hinwegzurollen, und in ferner Tiefe erhaschte er einen flüchtigen Blick von der wundervollen Herrlichkeit Edens. Ueber Thäler, mit der grünsten Pflanzenfülle bedeckt und gewässert von wellenlosen Bächen, ergoß sich wärmend ein purpurnes, anmuthiges Sonnenlicht, friedlich und wolkenlos, denn es war das Lächeln Gottes. Und da waren Gruppen glücklicher Wesen überall zerstreut, auf deren Angesicht sich die Heiterkeit unaussprechlicher Freude aussprach; schon

beim bloßen Anschauen ihrer Glückseligkeit spiegelte sich ihre Glückseligkeit in der Seele des Chaldäers ab, trotz dem Grausen, dem Entsetzen und der Trostlosigkeit dieser Stunde. Er streckte flehend seine Arme aus und das Gesicht entschwand für immer seinen Augen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der König und alle Hauptanführer des Heers waren nicht mehr; und mit allgemeiner Zustimmnng ward Arasmanes zum Führer erkoren. Kummervoll und niedergeschlagen führte er den betrübten Rest der Truppe zurück durch die Wüsten in das Land, das sie so voll frohen Muths verlassen. Dreimal auf ihrem Heimweg wurden sie von feindlichen Stämmen angegriffen, aber durch Arasmanes Stärke und Klugheit entkamen sie der Gefahr. Bei der Ankunft in ihrer Heimath fanden sie, daß der Bruder ihres Fürsten die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Das Heer, das ihn haßte, erklärte sich für den fremden Führer, der ihren Rückzug geleitet. Und Arasmanes, hingerissen durch die Aussicht auf Macht, willigte in ihr Begehren. Eine Schlacht erfolgte; der Usurpator wurde getödtet und Arasmanes, ein neuer Usurpator, bestieg statt seiner den Thron.

Sechszehntes Kapitel.

Der Chaldäer war nicht mehr jung; die in der Wüste erduldeten Drangsale, verbunden mit den Sorgen, welche während seines Aufenthalts in der Stadt der goldnen Paläste an ihm genagt, hatten seiner Stirne und seinem Herzen die tiefen Spuren vorzeitigen Alters eingedrückt. Er fand sich im Besitz aller Hülfsquellen des Genusses in einer Zeit, wo man nicht mehr genießen kann. Er suchte sich jedoch zu unterhalten durch die Geschäfte des Richterstuhls, von welchem Jedermann mißvergnügt sich entfernte, und durch Festmahle, bei welchen die Höflinge über Mangel an Pracht und das Volk über

heillosen Aufwand klagte. Durch die Erfahrung gewitzigt, befestigte er seine Krone dadurch, daß er dem Heer schmeichelte; und umgeben von Ueppigkeit, fühlte er sich geschützt durch die Gewalt.

Da kam an den Hof des Arasmanes ein sonderbarer Reisender; ein kleiner, alter Mann, von einfachem Aussehen aber großer Weisheit; in der That war er Einer der berühmtesten Weisen des Ostens. Seine Unterhaltung, obwohl schwermüthig, hatte den größten Reiz für Arasmanes, der es liebte, sich gegen ihn über die Mühen des Königthums und die Abgeschmacktheit seines Lebens zu beklagen. „Ach wie viel glücklicher sind die Niedrigstehenden!" sagte der König, „wie viel glücklicher war ich in der Wüstenhöhle, da ich meiner Heerden wartete und der süßen Stimme meiner Azraaf horchte. Ich wollte, ich könnte jene Tage zurückrufen!"

„Ich kann Dich dazu in Stand setzen, großer König!" sagte der Weise, „schau diesen Spiegel! sieh hinein, so oft Du den Wunsch empfindest, die Vergangenheit zurückzurufen; und welchen Abschnitt der Vergangenheit Du vor Dein Auge zu beschwören Dich sehnest, der soll vor Dir erscheinen!"

Siebenzehntes Kapitel.

Der Weise täuschte Arasmanes nicht. Der Spiegel zeigte alle Scenen aus dem vergangenen Leben des Chaldäers; jetzt lag er zu den Füßen Chosfors — ein glücklicher Knabe — jetzt trat er mit schwellenden Hoffnungen in das bezaubernde Thal der Nymphe, ehe er noch erfahren, daß ihre Jugend auch hinschwinden könne — jetzt stand er an der Quelle des kleinen Flusses, und sah beim Licht des frühsten Sternes seiner Azraaf ins Angesicht: welche von diesen Scenen er wieder zu durchleben wünschte, die spiegelte sich in dem Zauberspiegel ab. Umgeben von einer Gegenwart voll Pracht und Ueppigkeit, fand er seinen einzigen Trost in der Vergangenheit.

„Du siehst, daß ich Recht hatte," sagte er zu dem Weisen; „ich

war viel glücklicher in jenen Tagen; woher sonst dieß Verlangen, sie mir wieder zu vergegenwärtigen?"

„Weil Du, o großer König," sagte der Weise mit einem bittern Lächeln, „sie jetzt erblickst, ohne Dir auch der Empfindungen wieder bewußt zu werden, welche Du damals neben jenen äußern Verhältnissen im Innern hegtest; Du betrachtest die Vergangenheit mit den Gefühlen der Gegenwart und Alles, was Dir damals die Aussicht umwölkte, ist durch die mildernde Zeit weggewischt. Urtheile selbst, ob ich wahr rede!" Damit hauchte der Weise auf den Spiegel, und bat Arasmanes, wieder hineinzuschauen. Er sah dieselben Scenen, aber der täuschende Reiz war davon gewichen. Er war wieder Knabe, aber mit Unruhe und Angst und tausend kleinen Sorgen auf dem Herzen, er war wieder mit Azraaf in der Höhle, aber insgeheim mißmuthig über die ermüdende Einförmigkeit seines Lebens; bei allen diesen Lebenslagen, die er jetzt für die glücklichsten hielt, merkte er, daß er nicht die Gegenwart genossen hatte; er hatte vorwärts in die Zukunft geschaut, und der Traum von dem unerreichbaren Eden war in seinem Herzen. „Ach," sagte er, den Spiegel in Stücke zerschmetternd, „ich war im Irrthum und Du, o Weiser! hast mir die Lust an der Vergangenheit zerstört!"

Achtzehntes Kapitel.

Arasmanes vergaß nie den flüchtigen Blick, den er auf jenem frechen Kriegszug in das Land Eden hineingethan hatte; und jetzt, da die Erinnerung für ihn ihren Reiz verloren hatte, kehrte der Wunsch, das uneroberte Land noch zu erreichen, mächtiger als je in seine Seele zurück. Er befragte den Weisen über die Möglichkeit.

„Du kannst nur noch Einen Versuch machen," antwortete der Weise, „und darin kann ich Dir keinen Beistand leisten; aber Einer, der, wenn ich weggegangen, Dich besuchen wird, soll Dir seine Hülfe leihen."

„Kann der Weise nicht kommen, als bis Du fort bist?" fragte Arasmanes.

„Nein, nicht bis zu meinem Tode," antwortete der Weise. Diese Antwort versetzte die Seele des Arasmanes in große Verwirrung. Zwar fand er an Nichts so viel Vergnügen als an der Gesellschaft seines Freundes — sie war sein einziger Trost; aber wenn er Eden, den Gegenstand seines ganzen Lebens, nicht besuchen sollte, als bis dieser Freund todt war, so war ihm dieser Gedanke höchst schmerzlich. Er fing an den Weisen als einen Feind, als ein Hinderniß, das ihn von dem Besitz seiner Wünsche trennte, zu betrachten. Er erkundigte sich jeden Morgen nach der Gesundheit des Weisen; sie schien ganz unverschämt dauerhaft. Zuletzt stiegen dem Chaldäer aus dem Verlangen nach dem Tode des Weisen schwarze Gedanken auf und er beschloß, ihn zu beschleunigen. Eines Nachts fand man ihn todt in seinem Bette; er war auf Befehl des Königs erwürgt worden.

Neunzehntes Kapitel.

Gleich am nächsten Tage, als der König in seinem Divan saß, hörte man einen großen Lärmen vor der Thüre, und sofort brach eine Hexe, in weißen Kleidern von fremdem Zuschnitt, mit einem häßlichen und widerwärtigen Gesicht aus dem Haufen hervor und eilte auf den König zu: „Sie wollen mich nicht zu Dir lassen, weil ich alt und nicht schön bin," sagte sie mit schrillender und mißtönender Stimme, „aber ich bin schon früher an einem Königshofe gewesen. —"

„Was begehrst Du, Weib," sagte Arasmanes und fühlte bei dieser Frage einen Schauer sein Herz beschleichen.

„Ich bin der Besuch, von dem der Weise sprach," sagte sie, „und ich möchte Dich allein sprechen."

Arasmanes fühlte sich wie von einer mächtigen Gewalt getrieben, der er nicht widerstehen konnte, er stand von seinem Thron auf,

die Versammlung ging erstaunt auseinander und die Hexe wurde mit dem König allein gelassen.

„Du willst Eden wieder aufsuchen, das Land der Glückseligkeit und Wahrheit?“ sagte sie mit unheimlichem Lächeln.

„Ja,“ sagte der König und seine Kniee bebten zusammen.

„Ich will Dich dahin bringen.“

„Und wann?“

„Morgen, wenn Du willst!“ und die Hexe lachte laut auf. Es lag im Betragen, in der Stimme, in der Erscheinung dieses Geschöpfs etwas für Arasmanes so mißfälliges, daß er es nicht länger aushalten konnte. Selbst Eden schien ihm mit einer solchen Führerin und Begleiterin nicht wünschenswerth.

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er aus dem Zimmer und trug den Wachen auf, die Hexe nicht mehr in die Nähe seiner königlichen Person zu lassen.

Arasmanes schlief in dieser Nacht ungewöhnlich tief und wachte auch am folgenden Tag erst spät nach Mittag auf. Von dieser Stunde an fühlte er, wie eine sonderbare Umwälzung in seinem Gemüth eingetreten war. Er empfand kein Verlangen mehr, Eden aufzusuchen, mochte ihm nun die Erscheinung der Hexe einen Widerwillen auch gegen Eden beigebracht haben, oder wie dem war — gewiß ist, daß er die Sehnsucht seines ganzen Lebens völlig aus seiner Brust verschwunden fühlte; und sein einziger Wunsch bestand jetzt darin: so lang und herzhaft als er vermochte, die ihm zu Gebote stehenden Vergnügungen zu genießen.

„Welcher Thor war ich,“ sagte er laut, „daß ich so viele Jahre mit dem Wunsche, die Erde zu verlassen, verlor! Erst in meinem Alter fang' ich an zu merken, wie viel Angenehmes die Erde gewähren kann?“

„Komm, komm, komm!“ rief eine schrillende Stimme und Arasmanes fuhr auf und wandte sich um und sah das fürchterliche Angesicht der Hexe.

„Komm!“ sagte sie mit dem Fuß stampfend; „ich bin bereit, Dich nach Eden zu führen!“

„Elende,“ sagte der König mit bebenden Lippen,“ wie trotzest Du meinen Wachen? Aber ich will sie alle erwürgen lassen!“

„Du hast genug gewürgt,“ antwortete die Strunsel mit boshaftem Glotzen. „Hast Du nicht Deinen liebsten Freund erwürgt?“

„Was? trotzest Du mir?“ rief der König und ging mit erhobnem Säbel auf die Hexe los; die Klinge durchschnitt die Luft, die Hexe war dem Streich ausgewichen; und in demselben Augenblick trat sie hinter den König, umklammerte ihn um den Leib und grub ihre langen Nägel in seine Brust; durch das Purpurkleid, durch die Juwelenhülle drangen diese Geierkrallen, und Arasmanes schrie laut auf vor Angst und Schmerz. Die Wachen eilten auf sein Geschrei herbei.

„Schurken,“ sagte er, indem kalte Tropfen ihm auf die Stirne traten. „Wollt ihr mich hier ermorden lassen? Haut jene Höllenhexe nieder; ihr Tod allein kann euch das Leben retten.“

„Wir sahen sie nicht hereinkommen, o König,“ sagte der Oberste der Wächter erstaunt, „aber sie soll jetzt des Todes sterben.“ Die Soldaten drangen alle mit Einemmale auf die Alte ein, die sie wie eine gehetzte Tiegerin anstierte.

„Narren,“ sagte sie, „wißt, daß ich steinerne Mauern, wie bewaffnete Männer verlache!“

Sie hörten eine Stimme — sie sahen nicht, woher sie kam — die Hexe war verschwunden.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Wunde, welche die Nägel des scheuslichen Besuchs in die Brust des Königs gekratzt, wollte nicht heilen, sie machte ihm peinigende Schmerzen. Die Aerzte behandeltcu ihn umsonst, umsonst auch predigten ihm die Weisen Geduld und Hoffnung. Was ihn noch

mehr als der Schmerz empörte, war die erduldete Beleidigung — daß eine so ekelhafte und häßliche Strunsel gewagt hatte, an der Person eines Königs sich zu vergreifen! — der Gedanke war nicht zu ertragen. Aber was das Sonderbarste war: je mehr Schmerzen der König litt, um so mehr suchte er das Vergnügen auf; das Leben schien ihm nie so reizend, als in dem Zeitpunkt, wo es unerträglich wurde. Seine Lieblings-Hofleute, welche früher seiner Schwäche zu schmeicheln, mit ihm von dem Glücke Edens und der Möglichkeit hinzugelangen, zu sprechen gewohnt waren, machten die Entdeckung, daß schon die leise Berührung dieses Gegenstands ihren königlichen Herrn in einen Anfall von Wuth versetzte. Er schäumte schon beim Namen Eden — er wünschte, ja er bemühte sich zu glauben, daß es in der ganzen Welt keinen solchen Ort gebe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zuletzt versicherte ein Arzt, sanguinischer als die Uebrigen, den König: er sey im Stand, die Wunde zu heilen und den Schmerz zu heben.

„Wisse, o König," sagte er, „im Strom Athron, der durch das Thal Mythra fließt, ist eine geheimnißvolle Tugend, alle Krankheiten der Könige zu heilen. Du darfst nur die goldne Barke besteigen, und den Strom zwanzig Ruthen weit hinab schwimmen, und Dein Opfer von Myrrhen und Weihrauch auf das Wasser ausstreuen, um wieder zu genesen. Lang lebe der König!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein dunkler, tiefer, beinah wellenloser Strom, und die Höflinge, und die Weiber, und die Wachen, und die Weisen waren am Ufer herum zerstreut; und der König, auf den Arzt sich lehnend, bestieg die goldne Barke und der Arzt allein trat mit ihm in das Fahrzeug — „denn," sagte er, „der Gott des Stromes liebt es nicht,

durch die gemeine Menge entweiht zu werden; nur für Könige besitzt er die heilende Tugend."

So setzte sich denn der König mitten im Fahrzeuge nieder, und der Arzt nahm die Rauchpfanne mit köstlichen Wohlgerüchen; und die Barke glitt den Strom hinunter, während das Volk am Ufer weinte und betete.

„Entweder täuschen mich meine Augen," sagte der König mit schwacher Stimme, „oder der Strom scheint sich übernatürlich auszubreiten wie zu einem großen Meer, und die Ufer auf beiden Seiten in weiter Ferne zu verschwinden."

„Es ist so," antwortete der Arzt, „und siehst Du jenen Bogen aus schwarzen Felsen über die Fluth sich wölben?"

„Ja," antwortete der König.

„Er verkündigt die Nähe des Landes, das zu erreichen Du so oft Dich sehntest — es ist der Eingang nach Eden."

„Hund!" schrie der König ergrimmt, „nenne mir nicht das verhaßte Wort!"

Während er sprach, schrumpfte die Gestalt des falschen Arztes zusammen; die Kleider fielen ab, und der König sah statt desselben die Zwerggestalt der verfluchten Hexe.

Das Fahrzeug glitt fort, und die Menge am Ufer sah jetzt, wie die Hexe den König mit ihrer Umarmung zusammenschnürte, sein Schrei scholl über das Wasser, während das schimmernde Fahrzeug mit seinen seidenen Wimpeln und vergoldeten Borden pfeilschnell durch den schwarzen Felsenbogen fuhr. Bis die Barke verschwand, schloß sich die gähnende Oeffnung des Bogens und die zusammengefügten Felsen boten den Anblick eines festen Bollwerks dar. Aber mit Schaudern hörte man das durch das Bollwerk dringende Lachen der Hexe, wie sie das Eine Wort ausrief: Nimmer! Und von dieser Stunde an ward der König nicht mehr gesehen.

Und dieß ist die wahre Geschichte von Arasmanes, dem Chaldäer.

E. L. Bulwer's
sämmtliche Romane.

Aus dem Englischen.

Fünfundfünfzigster Theil.

Falkland.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1841.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Calderon, der Höfling, und Arasmanes

Stuttgart 1841

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 717 -50/55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256842-1